

Michaelstr. 56/58
Schleiferei
Fingerglas

so wie sämtliche
Preisen.

ab, der modernste
Führerwagen
Preiswagen
RM 1340,-
ab.

Ein Kofferwagen
besser sein kann
30 kg Tragkraft
für jeden Zweck
erlässlich, schnell

Freiung
f-Adolfstr. 77
27271.

theisen
Fernspr. 4112

Transporte
luftbereiften
Zug.

ts-Spedition.

Wochtrag. Auf
zu verkaufen.
Neufrieden 79.

Junge
Schweine
abzugeben
Hofstr. 28.

3-jährige gute
Zuchstute
oder gutes

Arbeitspferd
sofort zu kauf, gef.
Ebenholz, Saarh.
Brodherleite.

Fabrikneuer
Fahrer-Wagen,
komplett, preis-
günstig abzug.
Ang. u. D. 268
an die Erbe.

Kleiner Opel-
Lieferwagen
in allerb. Zust.
zu verk. Nur 300
Marken erhalt.
Zust. unt. 207
an die Erbe.

Mehrere 1000
Brennapparate,
abzugeben.

Wolfs-
Goldschmied Weg 30

Internat. Klee
neue Ernte, sofort
lieferbar, äußerster
Lagepreis, Gerb-
rücken, runde
rotteufel u. lange
rotteufel.

Ant. Schläger,
Samenhandl., Wm.
Hofstr. 28, Telefon
519 Wm. Grevenbr.

Fischtrepp,
Bader-Zervietten,
Glockenröllchen,
Fischpapier,
Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Fisch u. Seidel etc.
Lieferung prompt und
preiswert.

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND-AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 29 - Sonntag, 21. Juli 1935

Sehnsucht nach der Heimat

Ich geh durch die dunklen Gassen
und wandle von Haus zu Haus,
ich kann mich noch immer nicht fassen,
sieht alles so trübe aus.

Da gehen viel Männer und Frauen,
die alle so lustig sehn,
die fahren und lachen und bauen,
daz mir die Sinne vergehn.

Oft wenn ich bläuliche Streifen
seh über die Dächer fliehn,
Sonnenschein draußen schweifen,
Wolken am Himmel ziehn

Da treten mitten im Scherzen
die Tränen ins Auge mir,
denn die mich lieben von Herzen,
sind alle so weit von hier.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Alte Winkel — alte Geschichten

Alte Winkel — im besonderen Sinne — die sucht der „Verwöhnte“, in Rothenburg ob der Tauber oder in Dinkelsbühl oder in sonst einem Städtchen drunten im frohen Frankenland, wo getreppte und geschweifte Giebel mit spitzen Dächern sich über den Zeugen alter Bürgerherrlichkeit erheben, wo wunderbar krumme Straßen und heimliche Gästchen von Stadtdor zu Stadtdor führen, zu Markt und Kirche und Rathaus, das in gotischem Stolz oder barocker Festtagsstimmung sich nächst dem Gotteshaus als das prächtigste Gebäude dünkt. Wer kennt nicht jene weltverlorenen, jene zaubererfüllten, romantischen Ecken und Winkeln, aus denen bei Dämmerung und Abenddunkel, gar erst bei Mondenschein, die Vergangenheit heraufsteigt mit Hellebarde und Laterne und dem frommwinnschenden Ruf der Stunde?

Alte Winkel — die sucht der Rheinwanderer bei unseren Burgen, in jenen rebenumkränzten Städtchen und Dörfern an den Ufern des Stromes, der ihnen so wenig Platz läßt und manchmal ungestüm an die alten Stadtmauern dröhnt, als wollte er sie noch enger zusammendrücken als sie es schon sind; — die findet er dort, wo Winterhäuschen und lustige Schenken mit lustigen Namen die unregelmäßigen Straßenzellen füllen, wo „in lauer Sommernacht“ nach den Worten und Liedern der Dichter und Sänger so manchmal etwas verloren gegangen sein soll, wie das vor Jahren einmal — wann war es denn wieder? — einem Jüngling in Heidelberg zu vieler Leute Leidwesen dauernd gelang, durch Vermittlung von Straßemusikanten vierundzwanzig Monate hindurch, daß unser alter Lehrer oft zornbebed die griechische Grammatik fahren ließ.

Alte Winkel — wo fänden wir sie nicht!

Und wir vom bescheidenen Niederrhein? Wir wollen sie in Zons finden, wir fahren stromabwärts und streifen durch Orsoy, Emmerich, Rees, Goch, Xanten, wo herbe Backsteingotik von Kirche zu Bürgershaus schwingt, wo die alten Straßen und Winkel oft ein so ernstes Gesicht machen.

Und wir Neufür, die wir so stolz sind auf unsere alte Stadt? Da sind wir arm, sollten wir aufzählen, was wir alles für alte und schöne, heimliche und romantische Winkel hätten in unserem Straßennetz, das die grausame Zeit und noch grausamere Menschen haben ach so nüchtern werden lassen! Es wäre eine Entdeckungsfahrt mit spärlicher Ausbeute!

Einem alten und heimlichen, aber keineswegs romantischen Winkel haben wir dieser Tage auf dem „Hampootzer Wall“ entdeckt, so ganz zwischen Häusern versteckt — wir wollen ihm später einmal näher kommen — und ein lebenswürdiger Großpapa und noch lebenswürdigere eifrige Frauen der Nachbarschaft halfen dabei und wußten zwischendurch soviel zu erzählen.

In den 60er, 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war es, so hörten wir, daß dort, wo heute das Walter-Flex-Haus ist, und früher die Handelsschule war, etwas etabliert war, dessen sich wohl nur wenige zu erinnern wissen. In dem Unterbau, der viereckig aus der Stadtmauer vorpringenden Bastion, war eine Färberei eingerichtet, vorher noch eine Gerberei, zwei Betriebe, denen die vorbeiließende Erft eine bequeme und billige Wasserquelle abgab. Wenn nun der „lange Schweiß“ aus der Nachbarschaft seinen Tierpark, der aus einigen Enten bestand, auf die Erft „auf Fahrt“ schickte, konnte es vorkommen, daß ab



Am Hammtorwall

Aufnahme W. Pfeifer, Neufür

und zu eins der lieblichen Viecher, wenn sie gar zu neugierig nach den Färbjungen lugten, plötzlich erwischte wurde und so lange in einer Farbtonne verschwand, bis sein jämmerliches Geschnatter und die herbeilende Hausfrau für eine beschleunigte Befreiung sorgte. Daß das Geschäft mittlerweile abgefärbt hatte, erschien durchaus selbstverständlich.

Überhaupt scheint man hier — auch später noch, als die Färberei aus dem Turm heraus in ein Haus mehr auf die Niederstraße zu verlegt worden war, für die Vermehrung der Tierarten besorgt gewesen zu sein. Die liebe Jugend — auch etwas älteren Datums — machte sich ein Vergnügen daraus, Spatzen zu fangen und „zunüchtern“ zu behandeln. Und da wunderte sich nachher der „Hampootzer Wall“ auf die Neerstraße über die grünen, blauen und gelben Vögel, die höchst aufgeregt durch die Lüfte schwirren und einem zoologischen Garten entflucht zu sein schienen. Daß bei Nacht alle Katzen grau sind, wußte man aus einem bekannten Sprichwort; als man aber eines hellen und schönen Tages einen knallroten Kater durch die Gegend jagen sah, da erschien das doch staunenswert; nicht so ganz dem aufgebracht Besitzer dieses kostümierten Mäusefängers, der mit seinem neuen Wams allsogleich zur Polizei wandern mußte, um hier als „Anklagevertreter“ zu dienen. Der Polizeikommissar, der damals über das stattliche Heer von sechs Polizeidienern, drei Feldhütern und sieben Nachtwächtern zu gebieten hatte, soll über die „rote Demonstration“ nicht schlecht geschmunzelt haben.

In dem oberen Stockwerk des genannten Baues befand sich damals eine Handweberei, die „Ohne Brehm“ gehörte, der mit Spreewasser getauft war. Dann waren hier und im gegenüberliegenden Haus zeitweise Angehörige des 2. Bataillons des 8. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 57 untergebracht, das in den 60er Jahren in Neufür in Garnison stand.

Von alten Leuten mit mehr oder weniger schönen Spitznamen wußte unser Gewährsmann zu plaudern und von den „Belle Jonge“, die einstmal im Sebastianuskloster, das bis 1873 Konvikt war, und dann städtisches „Altmännerhaus“ wurde, zur Messe sangen und in den Ferien im Garten spielen durften, der ein großes Stück des Hammtorwalls einnimmt. Die Belle Jonge nannte man den Kinderchor, den ein Lehrer Bell aus seiner Schuljugend gebildet hatte, der die seltsame Gewohnheit hatte, seinen Jungens vom Sopran ab ab und zu Feigen mitzubringen, damit die hohen Töne besser klappten.

Die Stadttore waren damals schon seit einem Menschenalter niedergedrückt; am Niedertor saß am Eingang eines Gästchens eine „Appeltiff“, eine Appelfrau, am anderen Ende des Hammtorwalls rumorte schon fast seit Beginn des Jahrhunderts eine alte Oelmühle. Eine „Appelfrau“ haben wir noch an der früheren Sägemühle an der Hafenstraße sitzen sehen, und die Mahlstene der Oelmühle noch später mahlen hören, — nun ist auch über sie die Zeit hinweggegangen. — J. L.

Komm mit mir nach Afrika!

Mit der Druckerpresse nach Südwest

Von Karl Ey

(Schluß.)

Angemessen.

Einige Heizer der „Queen“, die faul und durstig in ihrer Seemannsstube saßen, waren durch ein paar Runden Whisky schnell unsere Freunde geworden. Es waren zwei Portugiesen und ein Belgier, die mit gierigen Augen Vaterforn zuckerten, als dieser ihnen leicht übertrieben die Möglichkeit schilderte, wie man im Diamantenbezirk von Südwesf schneller und leichter reich werden könnte. Vaterforn tat so, als ob er die Leute wirklich unterbringen könnte, und hatte schließlich mit Hilfe des Whiskys auch Erfolg. Mit einigen Pfund in der Tasche fuhren die Leute tatsächlich noch im Laufe der Nacht mit einem alten Transportauto ins Innere.

Der erste Teil des Planes war geglückt. Jetzt mußte also Kapitän Serviso neue Heizer suchen. Ich hatte mich mittlerweile mit einem jungen Schweden angefreundet, der auch auf eine Gelegenheit zur Heimreise wartete, von Beruf Seemann war und schon vor dem Kessel gestanden hatte.

„Zufällig“ kamen wir gerade in das Büro des Hafenmeisters, als der portugiesische Kapitän die Anzeige machte, drei seiner Heizer seien getötet, und ebenso „zufällig“ fragten wir gerade in diesem Augenblick, ob wir nicht gegen Arbeitsleistung eine Passage in die Heimat bekommen könnten.

Der Portugiese hörte auf, und in wenigen Minuten waren wir angeheuert. Am Abend sollten wir an Bord anreisen.

Vaterforn strahlte. Er erbot sich, mein Bargeld, rund tausend Mark, telegraphisch für mich nach London zu überweisen. Das war mir eine große Verabingung, denn wenn wirklich ein Malheur geschah, woran ich aber keineswegs glaubte, so sollten wenigstens nicht die Haie meine Erben sein.

Von Vaterforn bekam ich dann noch einen Vertrag, den ich, wenn alles gut ging, in London präsentieren sollte, und der mir eine Entschädigung von 75 Pfund zusicherte.

Diese Lust an Bord.

Irgend etwas war auf der „Queen“ ganz bestimmt nicht in Ordnung. Schon am zweiten Tag auf See erzählte mir Lundquist, der Schwede, der mehr von Rautist verstand, als ich gekostet hatte — er hatte sein Steuermannsdiplom in der Tasche, war aber schon seit Jahren ohne Schiff gewesen —, daß wir völlig vom Kurs der Linienschiffe abgekommen seien.

Außerdem beunruhigte es mich, daß zwar vier große Rettungsboote an Bord waren, daß aber nur ein einziges in Ordnung, vollproviantiert und sogar mit einem Außenbordmotor und Sonnenjegel versehen zu sein schien.

Nach jeder Schicht erhielten Heizer und Matrosen reichlich Rum, aber der Rum konnte uns nicht über die merkwürdige Tatsache hinwegtäuschen, daß eines schönen Tages der Kapitän, die beiden Offiziere, die beiden Maschinisten und der Schiffszimmermann mit Revolvern am Gürtel auf Deck herumstrolchierten.

Wenn wirklich ein Anschlag geplant war, dann konnten nur die den Untergang überleben, die in das eine seetüchtige Rettungsboot kamen, und in diesem Boot konnten sich nur die einen Platz erobern, die einen Revolver besaßen.

Zur Gewissheit wurde unser Verdacht aber erst, als Lundquist mit der alarmierenden Meldung von einer nächtlichen Expedition in den Schiffsraum zurückkam, daß die Ladung nur aus Säcken mit Sand bestünde.

Es dauerte nur wenige Tage, bis die ganze Besatzung von einem Gefühl der Unruhe ergriffen wurde. Es war das Gefühl einer ständigen Gefahr, die man nicht sehen, sondern höchstens ahnen konnte, einer Spannung, die leise und beharrlich alle Gänge des Schiffes erfüllte, ein Gefühl, das uns alle zu nervösen Lauschern machte, das abends in der Mannschaftsstube in Rum entrastet wurde, bis es sich nachts wieder beklemmend wie ein Alb auf die Schläfer legte. Geräusche, die auf jedem anderen Schiff kaum beachtet wurden, verursachten auf der „Queen“, daß jeder erschrocken in seiner Arbeit innehielt. Einmal versagte die Aschenrinne und der schwere Kasten rollerte mit gewaltigem Lärm in die Tiefe des Heizraumes zurück, ein Ereignis, das auf jedem Schiff alljährlich ist und sonst nur einige kräftige Flüche veranlaßt haben würde. Auf der „Queen“ aber war es für die ganze Mannschaft das Signal, mit geisterbleichen Gesichtern auf Deck zu stürzen, sich dann freilich dumm und verlegen anzulachen und wieder an die Arbeit zu gehen.

Nach und nach waren unsere Bedenken jedoch wieder eingeschlafen. Drei Wochen waren vergangen, ohne daß irgend etwas Verdächtigendes vorgefallen war. Wir befanden uns, wie Lu „quilt meinte, ungefähr auf der Höhe von Rio de Oro, als unser alter Verdacht wieder eine furchtbare Bestätigung finden sollte. Mein schwedischer Kamerad war in seiner Nacht in die Kojen gekrochen, ohne vorher eine unauffällige Revision des Schiffes vorzunehmen, wobei ich ihn nach Kräften unterstützte.

Da kam er eines Nachts an meine Kängarmatte, rüttelte mich vorsichtig wach und zog mich den engen Gang entlang zu der steilen Treppe, die in den Schiffsraum führte.

„Horch“, flüsterte er.

Ein leises, unbeheimliches Glucksen traf mein Ohr.

„Die Ventile sind geöffnet worden“, flüsterte Lundquist leise. „Deshalb hatte also der Zimmermann da unten immer so viel zu tun gehabt. Das Wasser kommt zwar langsam hinein. In fünf bis sieben Stunden muß

es aber den Heizraum erreicht haben. Dann gibt es entweder eine Kesselexplosion oder wir sacken so ab.“

„Sofort dem Kapitän melden“, meinte ich.

Aber Lundquist protestierte:

„Wozu nicht! Er würde uns das Leben nur zur Hölle machen, und schließlich läßt er uns doch ablaufen. Daß er seinen Plan durchführen wird, ist jetzt ganz sicher. Sieben Stunden — das wäre so gegen neun Uhr morgens. Gut, daß wir's wissen. Wir haben dann Dienst und werden im Heizraum allein sein. Dafür möchte ich garantieren. Jetzt aber an die Arbeit. Kommt!“

Es war eine schwere Arbeit in dieser schwülen Nacht im heißen, stickigen Schiffsraum, aber es gelang uns mit der Kraft der Verzweiflung, die Ventile zu schließen.

Lundquist hatte recht gehabt. Wir waren am Morgen mitternachtsallein im Heizraum, wenn man den schwarzen Trimmer abrechnet, der grinsend und schweißtriefend die Schubkarren mit Kohle heranzufuhr.

Wir hatten uns einen genauen Plan zurechtgelegt. Jetzt war's Zeit, ihn auszuführen.

„Wir verschafen“, brüllte der Schwede mit seiner mächtigen Stimme dem Negler zu, der sofort die Karre im Stich ließ und schreitend die Treppe hinaufstiege. Bald hörten wir von oben durch die Ventilatorenschächte seine gellenden Warnungsschreie zu uns hinabdringen.

„Wim, him“ — das Telephon von der Brücke.

„Was ist da unten los?“

„Wasser im Schiff“, brüllte Lundquist. „Kessel in Gefahr!“

„Weiter heizen!“ wurde von oben befohlen.

Lundquist zeigte lachend seine weißen Zähne.

„Gelungen!“ sagte er. Die Bande wird jetzt abhauen.

Sie glaubt, der Kasten ist verloren und wir mit ihm.“

Von oben drönte erregtes Schimpfen und Kreischen zu uns herunter. Zweimal bestellte ein Revolver auf. Dann knirschte die Winde, an der das Rettungsboot mit dem Außenbordmotor zu Wasser gelassen wurde. Ein einziger empörter Ausruf aus 20 Kehlen und ein Hagel wilder Verwünschungen und Flüche folgten.

„Jetzt ist es Zeit“, sagte der Schwede. „Komm, wir müssen nach oben.“

Er warf noch seelenruhig ein paar Schaufeln Kohlen unter die Boiler, und dann stiegen wir die steile Eisentreppe empor. An Deck empfing uns ein Tobwabbeln. Erregte Hände wiesen auf das einzige seetüchtige Rettungsboot, das mit Knarzen und Motor der Küste zustrebte, die irgendwo im Osten liegen mußte.

Der Kapitän, beide Offiziere, die beiden Maschinisten, der Schiffszimmermann und vier andere Leute der Besatzung, die vielleicht auch in den verbrecherischen Anschlag eingeweiht waren, hatten sich gereitet.

Kapitän Lundquist.

Lundquist als alter Seemann verstand es, schnell den aufgeregten Häufen von Portugiesen, Halbblut und allen möglichen anderen Nationalitäten zu überbrücken und dann zu befehligen.

„Leute“, rief er, „die Schiffsleitung hat diesen Dampfer im Stich gelassen. Es besteht keine Gefahr für euch, denn das Boot ist schon in der Nacht von meinem Kameraden und mir begeben worden. Den Rest werden jetzt die Pumpen besorgen. Jeder geht an seine Arbeit. Das Kommando übernehme ich.“

Dann fügte er augenblicklich hinzu:

„Wir werden auf schnellstem Wege nach London fahren, wohin wir angeheuert haben. Ich kenne die

Gefahr zwar nicht so genau, aber ich glaube, uns allen winkt ein schönes Pflanzel.“

Dienst ist Dienst! Ich ging mit zwei Heizern einer anderen Schicht wieder vor die Feuer und arbeitete meinen Turn herunter. Dann besuchte ich Lundquist, der auf der Brücke stand und mir lachend ein Fernglas in die Hand drückte.

„Dort nach Osten“, sagte er und ergriff wieder das Rad.

Und dort im Osten sah ich durch das starke Glas, wie das Rettungsboot mit den Verbrechern sich auf der ruhigen See wiegte und nicht von der Stelle kam. Der ausgerissene Kapitän hatte auch ein Glas vor den Augen und starrte nach der „Queen“ hinüber. Dann schien er einen Befehl über seine Schulter zu rufen und das Boot kam wieder auf die „Queen“ zugefahren.

„Sie kommen zurück“, rief ich.

Lundquist, der neue Kapitän in dem schmutzigen Heizerraum, lachte jubelnd auf.

„Lass sie, dieses Schiff ist unser, Karl.“

Dann signalisierte er nach dem Maschinenraum, die Fahrt abzustoppen.

Abgeblüht.

Nach einer knappen halben Stunde lag das Rettungsboot wieder neben der „Queen“. Lundquist schaute sich über Bord und fragte höhnisch, was die Ausreißer begehrien.

„Ich übernehme wieder das Kommando“, rief der Portugiese. „Lacht uns an Bord!“

„Ausgeschliffen“, lachte der Schwede. „Ihr habt dieses Schiff schmachvoll verlassen. Ihr habt versucht, es zum Sinken zu bringen. Jetzt bin ich hier der Kapitän. Als Gefangene könnt ihr an Bord kommen und euch in London vor dem Seegericht verteidigen. Sonst aber macht, daß ihr weiterkommt, bevor ich die Gabel verliere!“

Die „Queen“ nahm die Fahrt wieder auf.

Im Rettungsboot steckte man die Köpfe zusammen.

Dann nahm man Kurs auf die Küste. Abgeblüht.

Der Anschlag auf die „Queen“ wurde von der englischen Presse nicht breitgetrieben; dafür sorgten „Londons“. Auch die Frage, ob der Dampfer nun eigentlich eine Brise war oder nicht, blieb ungeklärt, jedoch zeigte sich die Versicherung sehr nobel, denn sie zahlte jedem Mitglied der Besatzung außer der Feuer 20 bare Pfund aus. Die meisten Leute fanden Gelegenheit, für den britischen Afrikanienst anzukommen, der Rest verließ sich.

Wer durch unser Hülferufen sein Glück gemacht hatte, war Lundquist. Er fuhr die „Queen“, die bis zur Entscheidung des Seegerichts herrenlos war — Perretes hinter sich, Ansprüche zu erheben — als Bananenschiff nach Honduras.

Ich selbst konnte mit dem Ausgang ebenfalls sehr zufrieden sein. Und sollte es mir wieder einmal sehr schlecht gehen, so bin ich überzeugt, daß ich sehr schnell eine Stelle als Affekuratsbegleiter finden würde. Im Augenblick hatte ich danach allerdings wenig Sehnsucht. Mich trieb es mächtig in die Heimat.

So schnell es möglich war, machte ich mich aus London davon. An dem kleinen Kohlendampfer, der mich in zwei Tagen nach Hamburg brachte, wachte schon die schwarzweilrote Flagge. Und als wir in den Hamburger Hafen einfuhren, sah ich zum ersten Male siegreich und jubelnd die rote Fahne mit dem roten Kreuz auf weißem Grund — das Symbol des neuen Deutschlands, der Heimat.

BLICK IN DIE WELT

Keine amerikanischen Schornsteinfeger.

Die letzten Schornsteinfeger in den Vereinigten Staaten haben sich ins Privatleben zurückgezogen — sein glückverfündender schwarzer Mann kann den armen Leuten in den U.S.A. auf der Straße begegnen. Die Amerikaner reinigen sich ihre Kamine selber und im Bedarfsfalle holen sie den „Tinner“, ein Beruf, der ungefähr unserem Klempner entspricht. Schon seit den letzten zwanzig Jahren ging der Bedarf an Schornsteinfegern derart zurück, daß eine weitere Aufrechterhaltung dieser schwarzen Kunst nicht lohnte.

Wollhandkrabbe in Holland.

Die Wollhandkrabbe, dieser unerwünschte Einwanderer aus Ostasien, der bereits die deutschen Fischer zu schärfsten Gegenmaßnahmen zwang, schädigt nun auch die holländischen Gewässer. Die niederländischen Fischer klagen über ein erschreckendes Ausbreiten dieses Schädlings, dessen Verbreitung in Holland besonders schwer zu unterbinden ist, da ein vielfach miteinander in Verbindung stehendes System von Kanälen kaum eine Absperrung von gefährdeten und bereits infizierten Gebieten ermöglicht.

Hilfe aus dem Gefängnis.

Mister V. Rudge war sehr in Eile, und darum konnte es passieren, daß er in der Verwirrung seiner schnellen Abreise den Kofferhaken in den Koffer hineinwarf, den Koffer zuschloß und sich so den Zugang zu seinen notwendigen Bedürfnissen verbaute. Da Mr. Rudge aber wie gesagt Eile hatte, gab er sich nicht weiter mit dem eingesperrten Schlüssel ab, ergriff den Koffer, raste zur Bahn und fragte erst am Ziel angekommen, einen Schloffer um Hilfe. Der besah den Koffer und das kunstvolle Schloß, gab zu bedenken, daß er mit seinen Kenntnissen das Schloß nicht öffnen, sondern zerstören müßte, wobei auch der teure

Koffer beschädigt würde und rief Mr. Rudge, sich an den Gefängnisdirektor zu wenden, der gerade einen Spezialisten im Gefängnis hatte, der sich um solche Angelegenheiten kümmerte. Mr. Rudge schlug diesen immerhin ungewöhnlichen Weg ein, um Schloß und Koffer zu retten. Der „Spezialist“ wurde vorgeführt und verdiente sich zum ersten Male auf ehrliche Weise zehn Dollar durch seine Kunst.

Fremdenführer in der Luft.

Das Flugwesen in Japan hat sich besonders in den Dienst des Fremdenverkehrs gestellt. Ist doch die vielfach in Inseln, Buchten, Seen, Berge und romantische Landschaften aufgeteilte, stark besiedelte Anlage des japanischen Inselreichs am besten und übersichtlichsten aus der Vogelperspektive her zu genießen. Um dem Fremden die der reizvollen Einzelheiten in der überfüllten Landschaft entgegen zu lassen, werden die Flugzeuge von Fremdenführern begleitet, so wie bei uns die großen Fremdenautobusse ihren Führer und Erklärer haben. Besonders auffallend ist dabei, daß sich in Japan vor allem Damen in den Dienst des Fremdenflugdienstes gestellt haben.

Der weiße Schäfer.

Ähnlich wie der Schäfer As, orientiert sich auch ein schweizerischer Herr aus dem Kanton der Waare über die Gesundheit seiner Klienten. Nun erzählt man sich, daß ein ungläubiger Städter ihm ein paar Haare von seiner Biene sandte und dabei anfragte, welche Krankheit seine Frau habe, deren Haare er beilege. Darauf antwortete der Schäfer mit Humor: „Es ist sonderbar, aber die Haare, die meiner Frau gehören sollen, verraten mir, daß sie in den nächsten Tagen zwei Ziegenlammern zur Welt bringen wird.“ Die Biene, von der die Haare stammten, war wirklich zwei Lammern, ihr Herr aber schwört nun auf die Weisheit des Hirten.

Wir im Rhein Glimmer wohnen

Streiffahrten durch Vergangenheit und Gegenwart

Liebe Leserinnen und Leser! Unsere Fahrten mit Auto, Photoapparat und guter Raune zum Landkreis, in denen wir uns bemüht haben, unsere Heimat, ihre Geschichte und ihre Bewohner auf möglichst kurzweilige Art kennen zu lernen, haben so viel freudige Zustimmung gefunden, daß wir sie natürlich beibehalten werden. Wir wollen aber von heute ab unsere Fahrten auch einmal von einem anderen Gesichtspunkt aus unternehmen, nämlich mit dem Blick auf die großen Zusammenhänge der Vorgeschichte unserer Heimat, einer Zeit vor vielen tausenden von Jahren also, als es noch keinen Geschichtsschreiber gab, der uns über das gewaltige Naturgeschehen unterrichtete, das unsere Heimat so formte in ihrer vielstetigen Gestalt, wie sie heute ist. Ein hervorragender Kenner unserer Heimat begleitet uns auf diesen Fahrten und gibt uns von seinem reichen Wissen, das er dem ewigen Buche der Natur entnommen hat, freudig mit. Aber er hat auch eine Bitte an alle, die Liebe zur Heimat haben. Funde aus alter Zeit und Beobachtungen aller Art, die seine Arbeit unterstützen können, möchte er gerne mitteilen haben. Wenn Sie die ersten Arbeiten gelesen haben, werden Sie wissen, was gemeint ist. Wir werden alles gerne vermitteln und alles, was Sie uns mitteilen, wird so ausgewertet, daß es sich in das große Werk einfügt, damit die Geschichte unserer Heimat immer lückenloser dargestellt wird. Wir sind nicht begierig darauf, Dinge für Museen zu sammeln. So sehr wir die Notwendigkeit lückenloser Sammlungen im Interesse der Wissenschaft für notwendig erachten, so sehr sind wir aber auch der Ansicht, daß man alles, was schon einmal vorhanden ist, an den Plätzen belassen möge, wo es gefunden wurde. Hierüber werden wir an anderer Stelle noch einmal zu sprechen haben.

Wir werden diese Fahrten auch mit dem Auto unternehmen; wir werden auch den Photoapparat bei uns haben und auch guter Raune sein, wenn es nicht gerade in Windstößen regnet. Vorworte für ja nicht immer beliebt, aber in diesem Falle haben wir die kurzen Bemerkungen ausnahmsweise für notwendig gehalten. Und nun auf, zur ersten Streiffahrt durch Vergangenheit und Gegenwart unserer Heimat!

I. Land an Rhein, Erft und Gilbach

Unsere engere Heimat, die Gebiete der Kreise Neuß und Grevenbroich-Neuß stellt auf dem Erdglobus nichts weiter als einen Punkt dar. Aber dieser Punkt ist eben doch ein Teil der großen Erde und wurde einbezogen in die dramatischen Naturgeschehnisse, in denen Meeresflut, Eiszeit und Erdbeben die Gestaltenden waren. Bevor wir nun unsere Fahrt antreten, beisehen wir uns ein Weltischblatt. Hier sieht unsere Heimat schon ganz anders aus. Wir erkennen Erhebungen und Vertiefungen des Geländes, sehen jeden Wald, jeden Busch, jedes kleinste Gewässer, erkennen die Straßen in den kleinsten Ortschaften. Kreuz und quer ziehen sich gerade Linien, mehr oder weniger breit, das sind Straßen und Eisenbahnen. Wir überschlagen die Fahrt, die wir machen wollen, und so wie wir vorher mit dem Finger über die Landkarte fuhrten, so fahren wir jetzt mit unserem Wagen durch das Land, das auf der Karte in geographischer Genauigkeit dargestellt ist. Da tut sich denn der ganze Reichtum und die ganze Vielgestaltigkeit unseres Heimatlandes auf. Und Gebiete, die wir wohl schon hundertmal durchfahren und durchwandert haben, erscheinen uns auf einmal ganz anders, da wir fragen, warum sind hier Erhebungen, warum wachsen dort an der Sohle der Erdmulde Bäume, warum sind hinter uns nur fruchtbare Felder und dort vor uns ist alles dürr, und da uns auf diese Fragen Antwort zuteil wird. Wir fahren über Niedberg, vorbei am Nikolausloster und machen kurz hinter Aldenhoven an der Straße nach Veddurdt Halt. Vor uns dehnt sich ein sanft welliges Gelände, kräftig steht hier die Frucht, vor allen Dingen Weizen. Auf fetten Wiesen weiden Kühe. An der tiefsten Stelle zieht sich ein langer Streifen Pappeln hin, der sich hinter weiteren Erhebungen verliert. Hier machen wir gleich eine auffallende Beobachtung. Ringsum sehen wir Dörfer, und alle diese Dörfer, dort Aldenhoven, drüben Veddurdt, hinter dem flachen Hügel Hemmerden, von dem wir nur die Spitze des Kirchturmes sehen, liegen nicht etwa auf den Höhen, sondern alle in Vertiefungen. Und in diesen Vertiefungen sind ohne Ausnahme Wasserläufe, und wenn sie auch noch so klein sind, oder wenigstens Wasserläufe. Es ist nämlich von jeher bei allen Siedlungen Grundlag, grundwasserferne Weideplätze in nächster Nähe zu haben

Nachdem der Photoapparat die Landschaft im Bilde festgehalten hat, das wir hier zeigen, fahren wir weiter durch diesen geeigneten Landstrich über Veddurdt, Elfen, Grevenbroich, auf der Kölner Landstraße vorbei an Altrath durch Sinsfeld nach Kommerstirchen, der „Hauptstadt“ der Gilbach und dann



Landschaft bei Aldenhoven

entlang dem Tal der Gilbach mit den Dörfern Edum, Buhheim, Mettesheim, Triheim bis Anstiel. Die Ortsnamen mit der Endsilbe „heim“ („um“ bedeutet daselbe) verraten uns, daß diese Ortschaften zu den allerältesten fränkischen Siedlungen gehören.

An Anstiel biegen wir rechts, also in westlicher Richtung ab, dort wo der Wegweiser Anstielsteden und Dornagen anläuft. Ein Hohlweg geht zwischen Hohl- und Dornagen ziemlich steil bergab und bevor sich die Straße in der Ebene verläuft, machen wir Halt an der Dampfsiegelei.

Auf einmal stehen wir vor einem ganz anderen Landschaftsbild als das, das wir soeben durchfahren haben. Da dehnt sich links und rechts Wald, der Boden, soweit er an nicht angebaute Stellen zu erkennen ist, scheint heller, es ist Sand und während hinter uns das Gelände wellig ist und in langer Linie durch eine Bruchante absteht, ist es vor uns flach. Dieses Gelände, das nach Westen hin begrenzt ist etwa durch die Markierungspunkte Bohlheim, Stommeln, Gohr (wo sich die Bruchante besonders deutlich zeigt) Hoißen und schließlich Krefeld.

ist die „Niederterrasse“, das Gebiet, durch das früher der Rhein in seinen Verzweigungen hindurchfloß. Deutlich ist in dem Gelände noch einer der alten Hauptläufe des Rheins zu erkennen. Er zog von Hadenbroich her nördlich vorbei an Aldenhoven, dann durch den Anechtledener Busch, am Mühlenbusch vorbei. Fließt er heute noch dort, so wären Nlederath, Rosellerheide, Neuenbaum und Allerheiligen rechtsrheinische Dörfer. Von Neuß aus braucht man gar nicht so weit zu gehen, um das alte Rheinbett deutlich zu erkennen und zwar ist diese typische Stelle zwischen Hoißen und Gohr, dort wo die Straße von der Bergheimerstraße aus nach Neuenbaum führt. Zum Teil durchzieht der Rorsbach heute dieses alte Rheinflößbett, das dann schließlich mit der Erft bei Grimlinghausen ausmündet.

Wie ist nun diese Niederterrasse entstanden? Durch Erdbewegungen hatte sich die Bruchante gebildet, und nun suchte sich der von den Alpen her kommende Strom einen Weg. Nach einem Naturgesetz dahnte er sich dort durch, wo sich ihm der geringste Widerstand entgegenstellte, und benutzte das flache Gelände der Niederterrasse, das natürlich auch Erhöhungen und Senkungen aufwies. Im Laufe der Jahrtausende veränderte er seine Lage durch Sand und Geröllansammlungen auf der einen Seite und Landabschwemmungen auf der andern. Zurück blieben tiefe Furchen, die dann zum Teil von andern Wasserläufen benutzt wurden. Es blieb dann das durchweg sandige und im Gegenstand zum Löß unfruchtbare Gebiet zurück, das aber trotzdem auch in früheren Zeiten wegen der leichten Bearbeitbarkeit des Bodens von Siedlern gerne benutzt wurde.

wie Funde von Steinwerkzeugen aller Art beweisen. Daß dort schon früh gerodet wurde, beweisen Namen wie Delrath und Nlederath, wobei die Endsilbe „rath“ nichts anders bedeutet als „Rodung“.

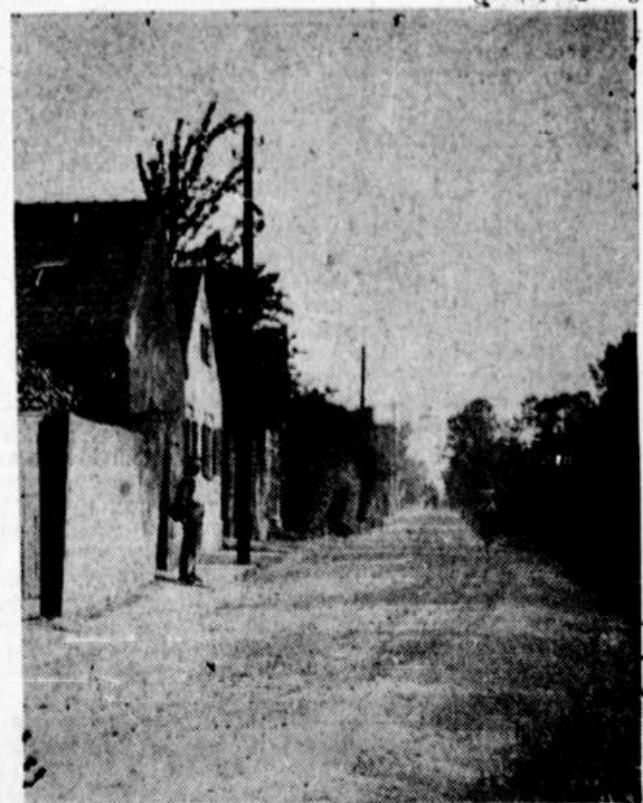
Diese erste Fahrt soll nur in großen Zügen einen Überblick geben über die Hauptmerkmale unserer heimatischen Landschaft. Bevor wir uns aber für heute verabschieden, wollen wir noch eine ganz besondere Erscheinung in dem Gebiet der Niederterrasse betrachten. Es sind dies die an vielen Stellen vorkommenden Dünen, und zwar regelrechten Wanderdünen mit der von Westen her sanft aufsteigenden Luvseite und der nach Osten abfallenden Leeite. Die vorherrschenden Westwinde haben in früheren Zeiten den Sand, den der Rhein in der Gegend abgelagert zusammengetrieben, bis diese Sandhügel immer höher wurden. Ueber den Kamm der Erhöhungen hinweg fiel dann der Sand in die Tiefe ab, und auf diese Art wanderten die Hügel immer weiter, genau wie die Wanderdünen am Ostseestrand. Bis dann Umbildungen in der Witterung eintraten, und die Hügel zum Stehen kamen, die nun durch die Bewachung auf ihrem Platz festhaft geworden sind, so daß keine Gefahr mehr besteht, daß sie noch weiter laufen gehen. Solche Dünen, finden wir u. a. bei Del-

hoven, bei Delrath, von St. Peter südlich längs der Kölner Landstraße und schließlich nordwestlich von Jons eine der bemerkenswertesten, die „Hannepuhheide“. Es ist ein richtiges Leeland, und wenn man hier wirklich an verlassenen Stellen Getreide angebaut hat, so stehen die Halme niedrig und ganz dünn. Heidekraut und Heidegras wächst dort, das einige Kühe, die dort gerade auf die Weide geführt werden ohne sonderliche Begeisterung fressen ohne auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben. Auf der Höhe ist Buchenwald angepflanzt, damit das Land wenigstens zu etwas nützlich ist. Vereinzelt stehen, die anspruchslosesten Bäume unserer Heimat, haben sich dürrig vom Horizont ab. Von der Höhe der Hannepuhheide herab hat man dann einen einzig schönen Blick über den Rhein, auf Jons und Stürzelberg bis weit hinter ins bergige Land. Dieses Gelände ruft bei alten Soldaten die Erinnerung wach an viele Schweiktruppen, die auf den großen Truppenübungsplätzen der Senne, oder in der Sandtreibbüche Brandenburg bei Jossen oder Düsterbog gelassen sind.

Bei der Heimfahrt auf Umwegen kommen wir durch Gier zwischen Roßellen und Allerheiligen am Rorsbach idyllisch gelegen. In Gier besteht eine Eigentümlichkeit: dort werden die Auen nämlich nur auf einer Seite gebadet. Warum man das tut, meinen Sie? — Das hat einen ganz einfachen Grund, weil nämlich in Gier nur auf einer Seite Häuser stehen.

Ulrian.

Fortsetzung folgt



In Gier werden die Auen nur auf einer Seite gebadet.



Auf der Hannepuhheide.

und durch nicht allzutiefes Graben möglichst schnell an Wasser zu gelangen. Wenn wirklich in einem Dorf einmal Häuser auf der Höhe liegen, so kann man mit Sicherheit darauf schließen, daß sie in späterer Zeit gebaut wurden, als der Ort sich so ausdehnte, daß in der Mulde kein Platz mehr war.

Wir sind mitten in der fruchtbaren Lössgegend, wie sie besonders der Gilbach den Charakter gegeben hat. Es gibt für die Entstehung dieses Landes verschiedene Erklärungen, deren annehmbarste wohl folgende ist:

Zur Eiszeit erstreckten sich die Ausläufer der skandinavischen Gletscher, etwa dem jetzigen Schweben, bis in unsere Gegend. Das breite Eis führte aus dem Norden Bekandteile mit, die sich hier ablagerten, als das Eis schmolz. Wirbelstürme, die damals hier sehr häufig waren, verbreiteten diese Ablagerungen nach allen Seiten, und so entstand im Laufe von tausenden von Jahren die etwa 20 Meter tiefe Lössbodenschicht, die das fruchtbarste Land darstellt, das es gibt. Dieser Boden ist fast kalkhaltig, an der Oberfläche zu etwa 10 bis 12 Prozentig, in der Tiefe etwa 18 Prozentig, nachdem der zuerst gleichmäßige Kalkgehalt mit dem eindringenden Regen in die Tiefe drang. Dort, wo der lehmige Lössboden aufliegt und der Sand beginnt, finden sich häufig tropfenförmige Gebilde, die man „Lössmännchen“ nennt. Um an diesen fruchtbaren Boden zu gelangen, legen die Bauern häufig tiefe Gruben an um den „Reichel“, so nennt man diese Erdbart, herauszuholen und dort hinzubringen, wo er notwendig ist. So ist denn im übertragenen Sinn auch die Bedeutung des Wortes „ausgemergelt“ für einen abgemergelten Menschen zu erklären.

„Unser armer Antonello!“

Von Eva Weidemann

Das aufgeregte Geklingel der Totenglocke flattert über den Ort und über die südliche Insel. Jung und alt ruft es zusammen, fängt sich an steilen Bergwänden, verliert sich im Rauchen des Sturmes und im Brausen der Wasser, die wütend gegen die Felsen springen. Die Elemente sind wild, wie immer, wenn ein Unglück geschehen ist.

Sie haben ihn gefunden! Sie haben ihn endlich gefunden!

Sonst liegt die Piazza leer um die sonnenglühende Mittagsstunde, heute drängen sich hier Männer, Frauen und Kinder, vornehm und gering. Sie füllen noch die Nebenstraßen und stehen fast den halben Weg zum Monte Venere hinauf. Vom Monte Venere werden sie ihn heruntetragen, den armen Antonio, „unsern armen Antonello!“

Die alte Marietta, in der bunten Tracht der italienischen Inselbäuerinnen, sitzt auf den Kirchenstufen und erzählt. Immer wieder muß sie von vorn anfangen, damit die Neuhinzukommenden es alle zu hören bekommen. Vor drei Tagen ist er noch bei ihr gewesen, der arme An-



tonio, oben in ihrer kleinen Osteria, die viele hundert Meter über dem Meere dicht an der steilabstürzenden Felswand liegt. Er hat Wein verlangt und hat getrunken, getrunken. Das ist sonst nicht seine Art gewesen. Antonio, der dreißigjährige, schlafende, war ein tüchtiger, pflichttreuer Mensch. Wer hätte ihn jemals betrunken gesehen? Eine Literatasse hat er leertgetrunken. Die zweite hat Marietta ihm fortgenommen. Und Brot und Salami, die sie ihm hingestellt hat, hat er nicht angerührt.

„Was ist dir, ragazzo mio?“, hat sie ihn gefragt, „sag es der alten Marietta, die deine Mutter gekannt hat, die dich hat aufwachsen sehen, die dich liebt wie ihr eigenes Kind.“

Aber er hat nur trübe den Kopf geschüttelt: „Niente, Donna Marietta, nichts, nichts.“

Da hat sie ihn allein gelassen, ist ins Haus gegangen und hat ihn von drinnen durchs Fenster beobachtet. Er saß als einziger Gast vor der Osteria, dicht neben dem dürftigen Latenzbaum, der das Vorgärtchen gegen den Abgrund hin schützte. Er hat den Kopf in die Hände gestützt und stiert vor sich hin wie einer, dem der Wein die Sinne verwirrt hat. Dann steht er halb auf, schwankt, hebt mit großer Anstrengung den Fuß über den niederen Zaun, einmal, noch einmal, fällt zurück auf den Stuhl, rafft sich mit Gewalt zusammen, um — und da begreift Marietta das seltsame Gebaren, stürzt hinaus, reißt ihn zurück, daß er fast hinschlägt: „Oh, Antonello, mio, was tust du? Bist du deine arme Seele ins Gefegfeuer schickst?“ Und sie schleift den Taurmelnden mit ins Haus hinein. Antonio beginnt zu schluchzen und weint, weint in Mariettas Armen. Aber es ist kein Sterbensweiden aus ihm herauszubringen. Da führt sie den Weinenden hinunter in den Ort zu seinem Vater und seinen Brüdern. Und sie bringt ihn zu Bett wie ein Kind und wartet noch, bis er eingeschlafen ist. Dann schärft sie Vater und Brüdern ein, auf Antonio aufzupassen. Zur Ortspolizei geht sie und erzählt es den Carabinieri, sie sollen ein Auge haben auf den Jungen, wer weiß, was ihm widerfahren ist. Aber die Carabinieri — ach! — stattdessen können die, weiter nichts. Denn am Morgen danach —

So berichtet die alte Marietta. Und unten vorm Fleischerladen auf der Piazza steht Giacomo, der Schuster, und muß, gleich der Marietta, erzählen und noch einmal erzählen von seinem Traum! Kein gewöhnlicher Traum — bewahre! Ein Wahntraum, ein Wahntraum, wie sie Giacomo manchmal hat. Zur Mittagszeit tritt er aus seiner Werkstatt und befindet sich plötzlich nicht mehr in der engen, heißen Gasse, sondern im großen, kühlen Hauptsaal der Bank. Und da steht — es schauert ihn selber jedesmal, wenn er seine Erzählung wiederholt —, da steht ein offener Sarg mit einem blühenden Herzen darin, und neben dem Sarg stehen Antonios Vater und Brüder und weinen, denn das blühende Herz im Sarg ist ihres armen Antonio Herz. Giacomo's Frau, der er seinen Traum erzählt hat, Mamma mia, was hat sie ihn verhöhnt und verlacht!

Und nun ist es doch wahr geworden. Endlich, nach drei Tagen angestrengten Suchens, haben sie heute An-

tonios Leiche gefunden, und sie werden ihn in der Bank, seiner Arbeitsstätte, aufbahren.

Es sind sehr viele Menschen, die auf der Piazza und in den Straßen zusammenstehen und — lauschen, belächeln, flüsternd — warten. Alle Bewohner der Insel scheinen versammelt. Sind es nur Neugierige? Treibt sie Erlebnishunger in die Nähe fremden Unglücks? Nein, die Mädchen, die still vor sich hinweinen, ohne sich ihrer Tränen zu schämen, die Frauen, die seuchenden Augen ihren Rosenkranz beugen und fragende, lärmende Kinder zurechtweisen, viel eher könnte man in jeder von ihnen eine Mutter, eine Schwester des Toten vermuten. Und die Männer, die ernst und still den Leichenzug erwarten, sind ihre Gesichter nicht von wirklichem Schmerz erfüllt, gerade als wäre Antonio der Bruder, der Sohn oder der liebste Freund gewesen?

Warum, warum hat Antonio das getan? Warum hat er sich keinem von ihnen anvertraut? Wer hätte ihm nicht geholfen in seiner Not?

Warum? Was man schon ahnte, verbreitet sich plötzlich wie ein Lauffeuer über Platz und Straßen: Geld hat er veruntreut. Eine kleine Summe, eine lächerlich geringe Summe. Natürlich hat er gedacht, es wieder ersetzen zu können, so ein ehrlicher, pflichttreuer Mensch, wie er sonst war. Doch der Inhaber der Bank, der reiche Michele, hat es gemerkt und hat den armen Antonio ohne Gnade dem Gericht preisgegeben und entehren wollen.

Eine Bewegung flutet über den Platz: Mädchenaugen glücken drohend auf, Männer ballen die Fäuste, die Gebete der Frauen werden fanatischer. Der reiche Michele, der Hund! Er hat Antonio auf dem Gewissen! Hätte er

nicht entrent, hätte er nicht helfen können? Ist er denn nicht, gleich Antonio, gleich uns allen, der Sohn einer Mutter? Aber der reiche Michele, dem fast die ganze Insel gehört, der sein Geld in der Bank, in Hotels und Geschäften steckt hat, ist drüber vom Festland, ist keiner der Unseren, sonst hätte er's nicht getan.

Immer lauter schwillt das drohende Murren an. Wehe, wäre er hier, der Menschenfeinder, der Mörder, sie würden ihn in Stücke zerreißen!

Die Bewegung ebbt wieder ab; Frauen und Mädchen schlagen das Kreuz und beugen tief die Knie, denn den Weg vom Monte Venere herunter schwankt der Sarg. Er schwankt über die Köpfe der Wartenden und wird im kühlen Hauptsaal der Bank aufgestellt, an Antonios Arbeitsstätte, zum Zeichen, daß ihm seine Ehre nicht genommen werden soll.

Der Sarg. Nicht Antonios Leiche enthält er, nur arme Reste: ein Stück Hirnschale, einen Arm, ein paar Rippen, und daranhängend Antonios totes Herz. Er hat den höchsten Felsen zum Aufsprung gewählt. Kühne Männer sind an Seilen in die Tiefe geklettert — denn das wilde Meer hat den Aufstieg von unten verwehrt — und nach drei Tagen unermüdlichen Suchens haben sie die grauig perfekten, armenförmigen Reste des blühenden, jungen Menschenleibes gefunden.

Ein Schauern und Schluchzen geht durch alle hin, die da versammelt sind wie eine einzige Familie. Mädchen flüstern des Liebsten Namen, Mütter drücken ihre Kinder fest an sich, Männer beugen an Mache.

Der reiche Michele hat ausgespielt. Sie werden zusammenhalten gegen ihn, der einen der Ihren in den Tod getrieben hat. Er wird sich auf der Insel nicht mehr setzen lassen dürfen, und seine Unternehmungen werden verkümmern. Fluch ihm! Fluch seinem Geld! Um ein paar elende Münzen hat Antonio den verzweifeltsten Todesprung getan, um totes, erbärmliches Papier hat ein junges Leben sich selber vernichtet.

Heini und sein Feldmann

Von Josef Hübner

Auf der Steinbank vor dem Hause saß Heini, der etwa zwölffährige Bub des Bachbauers, und weinte. An seiner Seite stand der Hühnerhund Feldmann. Er hatte seinen Kopf auf das Bein des Knaben gelegt und ließ sich von ihm streicheln. Weil Heini anscheinend kein freundliches Wort für ihn übrig hatte, fing er zu weinen an. Das schreckte Heini aus seinem Nachträumen auf, und er sagte leise: „Sei nur gut, Feldmann, du wirst nicht erschossen.“ Da setzte der Jagdhund vor Freude, als ob er den Sinn der Worte genau verstanden hätte, seine Stummelrute in Bewegung und sprang schließlich auf des Bubens Schoß und ließ nicht locker, bis Heini um ihn seine Arme schlang und ihn fest an sich drückte.

Nabezu sieben Jahre war Feldmann mit seinem Herrn auf die Jagd gegangen und hatte ihm treu gedient. Und weil nun der schwach gewordene Hund in seinen alten Tagen lieber unter der Dienbank lag und schlief oder sich vor dem Hause in der Verfallzone rästelte, als Nebenhäusern nachzuspüren und Hasen aus Kraut- und Kartoffelfeldern zu jagen, hatte der Bachbauer vor einiger Zeit den Entschluß gefaßt, den Feldmann nicht mehr zu verfeuern. Da heute Hundevisionen war, sollte ihn der Futraufseher, weil es der Bachbauer aus nabegelegenen Gründen nicht selber tun wollte, in den Wald hinausführen, an einen Baum binden und — erschießen.

Vor wenigen Minuten hatte Heini mit seinem Feldmann wieder vor dem Vater gestanden und hatte sich wirklich wacker angestrengt, um ihn im letzten Augenblick von seinem Vorhaben abzubringen. „Aber, der Bachbauer hat gesagt: „Der Feldmann ist keinen Schuß Pulver mehr wert. Du bekommst einen anderen Hund, einen jungen Wackelhund.“ Da schloffen dem Heini die Tränen in die Augen, und die Knie schienen ihm auf einmal wie zugeschnürt zu sein. Kein Wunder auch. Gut elf Jahre schon war der Feldmann Heinis Freund und Spielkamerad, und zwei Brüder hätten nicht besser zusammenhalten können wie die beiden. Heini sah seinen Feldmann am Gurt und ging mit ihm hinaus.

Das wußte der Bub auch, daß man Mensch und Tier nicht zusammenrechnen soll. Aber er fragte sich dennoch: „Warum will man alte Hunde erschließen, wenn man doch auch alte Leute leben läßt, ja sich ihrer sogar, was doch so schön ist, in besonderer Nähe annimmt?“ Nein, nein, das konnte Heini nicht verstehen, daß sein Vater nicht auch dem Feldmann das wohlverdiente Gnadenbrot geben wollte. Er war doch weder rüdig noch tollwütig, daß er aus der Welt hätte geschafft werden müssen.

Plötzlich sprang Heini empor. Sein Gesicht befeuerte sich auf und seine Augen begannen zu leuchten. Er hatte noch einen Trumpf, den er seinem Vater gegenüber ausspielen konnte. Er wollte vor ihn hintreten und zu ihm sagen: „Vater, ich verzichte auf das Fahrrad, das du mir im Sommer kaufen wußt, wenn du den Feldmann leben läßt.“ Und Heini rechnete. Das Fahrrad kostete sicher sechzig Mark und die Steuer für den Feldmann betrug im Jahre nur achtzehn Mark.

Aber die Freude des Bubens wurde jäh getrübt. Er sah nämlich den Futraufseher mit dem Gewehr drunten auf dem Dorfanger beim Thomabauern stehen. Heini überlegte schnell. Bis er mit dem Vater gesprochen hatte, war der Futraufseher längst hier. Und wenn der Vater sich doch nicht umstimmen ließ, war sein armer Feldmann verloren. Wenn aber er, Heini, sofort handelte, konnte er den Bub retten.

Der Bub sprang einfach los und Feldmann setzte in tollen Sprüngen nach. So liefen sie miteinander zum Dorf hinaus. Im nahen Walde wußte Heini eine Hütte, die sich die Steinbrecher gebaut hatten und gegenwärtig nicht benutzt wurde. Dahinein führte er seinen Feldmann, bereitete ihm aus Moos und Laub ein Bett, holte in einer alten Konservebüchse von der Waldquelle Wasser und erklärte ihm, warum er ihn dorthin gebracht hätte. Der Feldmann schaute seinen Heini mit klugen Augen an und

heulte nicht, als sein Freund draußen an der Türe den Riegel vorschob und sich dann entfernte.

Bis der Futraufseher den ihm aufgetragenen Jmbiß verzehrt hatte, war auch Heini wieder daheim. Nun sollte der Feldmann in die Stube kommen, um sich eine Schnur an den Gurt binden zu lassen. Aber man mochte rufen und pfeifen, wie man wollte, der Feldmann kam nicht und niemand hatte ihn gesehen. Da nahm der Futraufseher sein Gewehr. Er garantierte, den Hund bis zum Abend auf freiem Felde erschossen zu haben.

Dem Feldmann ging es in seinem Versteck nicht schlecht. Sein Heini besuchte ihn Tag für Tag dreimal: früh vor der Schule, mittags nach dem Essen und abends, und zauberte jedesmal eine Menge guter Sachen aus den Taschen. Man muß wissen, daß Heini der geachtetste Bub in der Schule war, und wer in diesen Tagen von ihm eingekauft haben oder abschreiben wollte, der mußte ein paar Burschente, eine dicke Speckschwarte oder etliche, nicht allzusehr abgegrastete Knochen abliefern.

Aber auf die Dauer wollte dem Feldmann das Leben in der Waldhütte doch nicht gefallen. Er suchte sich nach Freiheit und nach dem warmen Plätzchen unter der Dienbank und fing zu jammern und zu weinen an, wenn Heini jetzt von ihm Abschied nahm. Der Bub hatte Mitleid mit dem Hunde, und es blieb nichts weiter übrig, als vor dem Vater ein Gesandnis abzulegen.

Morgen war wieder Sonntag und da durfte Heini immer mit dem Vater auf die Jagd gehen.

Diesmal schritt der Bub voraus und bestimmte so Wege und Ziel. Plötzlich standen sie vor der Waldhütte. Heini öffnete mit klopfendem Herzen die Tür. Wie aus den Wolken gefallen kam der Bachbauer da und starrte den Feldmann an, den er bereits für tot gehalten hatte. In der nächsten Sekunde schon sprang der Hund in alter Treue und Anhänglichkeit an seinem Herrn hoch und froh ihm wieder zu Füßen und schnupperte an ihm herum. Und während Heini sein Herz erleichterte, hatte der Bauer und Jägersmann seine Hand auf dem Kopfe des Hundes liegen und schaute bald dem Bub und bald dem Feldmann in die Augen.

Das hatte wirklich ein ganz barhäutiger Mensch sein müssen, der in dieser Minute dem Bub die Bitte, den Feldmann doch leben zu lassen und wieder mit heimzunehmen, hätte abschlagen können. Der Bachbauer trat sichtlich gerührt ins Freie. Nun sagte er: „Kommt jetzt!“

Als Heini zwei Hasen im Ausfacke hatte, gingen sie schon miteinander heim.

In den nächsten Tagen schon kam ein junger Wackelhund ins Haus und der alte Feldmann hatte endgültig seine Ruhe. Er und Heini, der zu seiner größten Freude doch sein Fahrrad bekam, wußten sich die Zeit schon zu vertreiben und blieben auch weiterhin unzertrennliche Freunde.

Haupt und Kopf.

Saphir scherzt über die mit Haupt und Kopf gebildeten Wörter und Redensarten folgendermaßen: Warum sagt man „überhaupt“ und nicht „überkopf“? Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „Ich muß das behaupten“, und nicht: „Ich muß das beköpfen“? Warum sagt man „köpfen“ und „entköpfen“, und nicht auch: „Der ist geköpft worden“ oder „entköpft“? Warum forscht man bei allen Dingen nach der Hauptursache und nie nach der Kopfurache? Warum hat das kleinste Land eine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann, ein Hauptquartier ist noch kein Kopfsquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, wird er aufs Haupt geklagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage. Weinade ein jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgendeinen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptsteuer ein, um einen Kopfszweck zu erreichen?



Hinter Wehren und Schnellen schieben sich die Stämme oft auf Sand oder Felsen.

In jedem Frühjahr und Frühsommer wenn die Schneeschmelze vorüber und das Hochwasser verlaufen ist, kommt der Beruf des Flößer's wieder zu Ehren. Von den Schlagplätzen sind im Winter und Frühjahr die riesigen Nichten- und Kiefernstämme an die Flößsammlerplätze geschafft worden. Stämme sammeln sich neben Stämmen, alles gesundes, kräftiges Holz, und im Frühjahr sah diese Flöße an dem Bergfluß aus wie ein Wald, durch den ein Unwetter gezogen ist und alle Bäume gefällt hat.

Dann kommen auf einmal kräftige Männer, die bepackt sind mit Ären, Drahtseilen, Haken und hohen Stiefeln. Sie rauchen ihre kurze Pfeife und wechseln kaum Worte. Pferde trotten hinterher. Am Holzsammlerplatz angekommen, werfen die Männer ihre Last ab und verschaukeln. Das Wasser des Bergflusses ist hier etwas ruhiger, die Biegung hat einen kleinen See geschaffen, an dem die Strömung vorüber- raucht. Man spricht wenig, man geht an die Arbeit, ehe die Sonne richtig über den Berg gekommen ist. Ketten werden jeweils um einen Baumstamm geschlungen, und unter Hil und Hakt schleifen die schweren Pferde die Stämme in das erschrocken auf- springende Wasser. Ein Stamm nach dem anderen wird von seinem Platz geholt und gleitet in den Fluß, einer schiebt sich an den anderen, und immer mehr bedeckt sich das Wasser mit dem schwimmenden Holz.

Umständlich haben einige der Männer ihre schweren, hohen Stiefel über die Beine gezogen. Dann greifen sie die mit spitzen Haken bewaffneten Stangen und steigen in das Wasser. Sie greifen hier einen Stamm und dort einen, stoßen das Holz aus ihrer Hude auf und lenken es an bestimmte Plätze. Auf der einen Seite kommt Ordnung in das Durcheinander, auf der anderen Seite fängt sich eine neue Ordnung zusammen. Stämme werden neben Stämme gezogen, Stämme hinter Stämme, die Holzansammlung des Winters wird zu Flößen

zusammengestellt, um von hier aus den Weg nach den großen Sägemühlen im Tal anzutreten. Aber noch ist es nicht so weit, noch hat man erst rohe Ordnung geschaffen. Jeder Stamm liegt erst da, wo er hin- gehört, er hat sich jedoch noch nicht in die neue Ordnung eingefügt. Jedes Floß ist wie ein Staat: es besteht aus vielen einzel- nen Baumstämmen, die alle zusammenge-



Flößhütte auf der Weichsel.

fügt werden zu einem Ganzen. Als Ganzes sind sie einem Willen untertan, dem des Flößmeisters, als Ganzes streben sie einem Ziele zu. Die Flößknechte müssen das Holz zu einem Ganzen zusammenfügen. Lange Nägel werden in die Stämme getrieben, Drahtstropfs schlingen sich um das Holz, kräftige Männerhäute ziehen an diesen Stropfs, bis Stamm an Stamm liegt und fest miteinander verbunden ist. Länge folgt hinter Länge, und bald ist das Werk ge- schafft: das Holz liegt in einem riesigen Floß vereint bereit, auf Talfahrt zu gehen.



Flöße ziehen talwärts

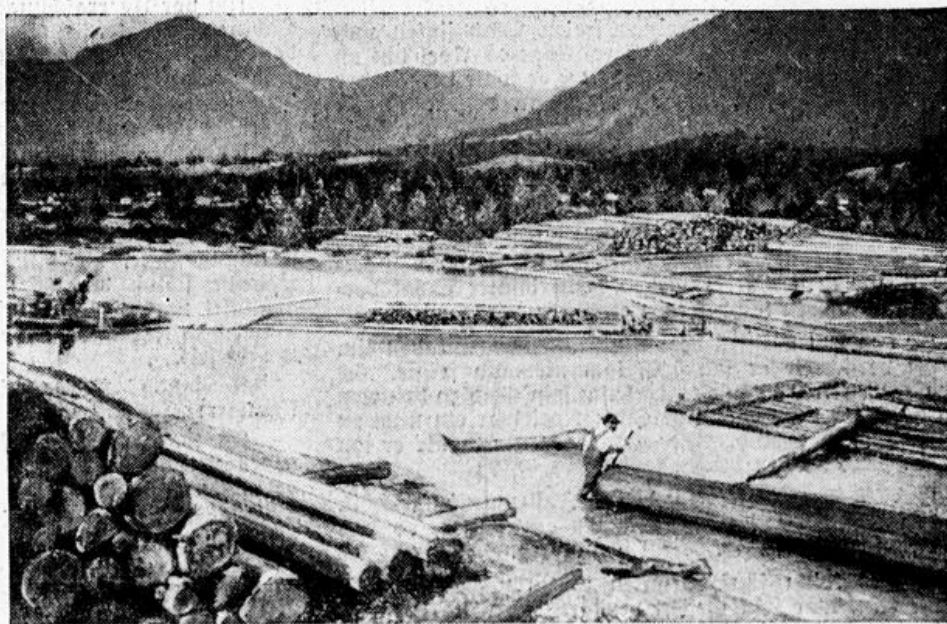
Fahrten auf den Bergflüssen - Kampf gegen Strom und Felsen

Romantik ist noch nicht ausgestorben. Auf den Flüssen und Strömen, auf den Seen und Kanälen eilen die Dampfer und Schlepper und Motorschiffe dahin. Alles eilt dem Ziele zu. So sind uns jene Flüsse und Ströme vertrauter, auf denen eilige Fahrzeuge ihrem Ziele zuktoben, und immer unbekannter werden die anderen, auf denen die Flöße talwärts ziehen.

Die Flößknechte bringen noch auf das Floß ihren Verzeht, etwas Holz zum Ent- schen des Feuers, und dann ist der Augen- blick gekommen.

Die langen Stangen stoßen auf den Grund, kräftige Männer drücken das Floß in die Mitte des Wassers. An der Spitze steht der Flößmeister und zwingt dem plumpen, schwerfälligen Fahrzeug Willen und Richtung auf. Jetzt steht es die Nase

zwingen haben. Wo der Fluß eine Biegung macht, muß sich das lange Floß dieser an- passen. Dann knarren die Drahtstropfs und werden fast bis zum Zerreißen gespannt. Wo der Flößmeister am Ruder das Fahrzeug nicht um die Felsen oder Wälle lenken konnte, wird es von den tosenden Wasser- massen mitgerissen, die einzelnen Stämme springen in die Höhe und zerren an den Verbänden.



In Österreich warten riesige Holzstapel, daß sie zu Flößen zusammengebaut werden.

aus dem ruhigen Was- ser in die Strömung. Die Männer springen auf die Seite und wehren sich mit den Stangen gegen den ungeheuren Druck. Sind sie nicht stark genug, dann fikt das Floß auf dem Ufer und wird von der Strömung auseinandergerissen. Aber die Männer spannen alle Muskeln an, und langsam wendet sich die Spitze gegen die Mitte des Flusses, wird von den Wassern gepackt und schiebt sich zu Tal.

Schwer war die Ar- beit und überaus ge- fährlich, aber nicht weniger ist die Auf- wartet. Der

Jahrelang führen die Flößer das Holz zu Tal; es ist ihr Beruf. Sie kennen das Wasser und verstehen es, seinen Gefahren und Tücken zu begegnen. Freilich zeugt manches Marterl an den Ufern der Ge- birgsflüsse, daß hier ein Flößknecht dem Flusse zum Opfer gefallen ist. Andere traten an seine Stelle, und in jedem Früh- jahr und Frühsommer schießen wieder die Flöße zu Tal, die Gebirgsflüsse herunter, dorthin, wo der Lauf ruhiger wird, wo der große Strom träger fließt. Dann wischen die Flößknechte den Schweiß von der Stirn und ruhen sich aus, sind zufrieden, daß sie das schwere Werk geschafft haben.

Aber nicht lange dauert die Ruhe, ent- weder eilen sie zum Sammelplatz, um ein neues Floß für die Talfahrt zu bauen, oder sie fügen auf dem Strom die aus den Bergen gekommenen verhältnismäßig kurzen Flöße zu einem jener langen zu- sammen, die dann in tage- und wochen- langer Fahrt vom Wasser dem Ziele zu- getragen werden.

Paul Deparade.



Inzwischen schiebt das Floß mit dem Fluß dahin. 15 Kilometer Geschwindigkeit und mehr werden auf den Gebirgsflüssen erreicht; un- geheuer ist die Last, die der Fluß trägt, und ungeheuer der Druck, den die Flößer- knechte in eine Richtung zu

Wild links: Das Floß wird zusammengebaut.

Wild rechts: Auf wilden Flüs- sen durch Felsen zu Tal.

Photos: (5) Scherl (11).

„Unser armer Antonello!“

Von Eva Weidemann

Das aufgeregte Geklingel der Totenglocke flattert über den Ort und über die südliche Insel. Jung und alt ruft es zusammen, fängt sich an steilen Bergwänden, verliert sich im Rauchen des Sturmes und im Brausen der Wasser, die wütend gegen die Felsen springen. Die Elemente sind wild, wie immer, wenn ein Unglück geschehen ist.

Sie haben ihn gefunden! Sie haben ihn endlich gefunden!

Sonst liegt die Piazza leer um die sonnenglühende Mittagshunde, heute drängen sich hier Männer, Frauen und Kinder, vornehm und gering. Sie füllen noch die Nebenstraßen und stehen fast den halben Weg zum Monte Venere hinauf. Vom Monte Venere werden sie ihn heruntertragen, den armen Antonio, „unsern armen Antonello!“

Die alte Marietta, in der bunten Tracht der italienischen Inselbäuerinnen, sitzt auf den Kirchenstufen und erzählt. Immer wieder muß sie von vorn anfangen, damit die Neugierigen es alle zu hören bekommen. Vor drei Tagen ist er noch bei ihr gewesen, der arme An-

tonio, oben in ihrer kleinen Osteria, die viele hundert Meter über dem Meere dicht an der steilabstürzenden Felswand liegt. Er hat Wein verlangt und hat getrunken, getrunken. Das ist sonst nicht seine Art gewesen. Antonio, der dreißigjährige, pflichttreue Mensch, wer hätte ihn jemals betrunken gesehen? Eine Bierkaraffe hat er leergetrunken. Die zweite hat Marietta ihm fortgenommen. Und Brot und Salami, die sie ihm hingestellt hat, hat er nicht angerührt.

„Was ist dir, ragazzo mio?“, hat sie ihn gefragt, „sag es der alten Marietta, die deine Mutter gekannt hat, die dich hat aufwachsen sehen, die dich liebt wie ihr eigenes Kind.“

Aber er hat nur trübe den Kopf geschüttelt: „Niente, Donna Marietta, nichts, nichts.“

Da hat sie ihn allein gelassen, ist ins Haus gegangen und hat ihn von drinnen durchs Fenster beobachtet. Er sah als einziger Gast vor der Osteria, dicht neben dem dürftigen Vattermann, der das Vorgärtchen gegen den Abgrund hin schützte. Er hat den Kopf in die Hände gestützt und stiert vor sich hin wie einer, dem der Wein die Sinne verwirrt hat. Dann steht er halb auf, schwankt, hebt mit großer Anstrengung den Fuß über den niederen Zaun, einmal, noch einmal, fällt zurück auf den Stuhl, rafft sich mit Gewalt zusammen, um — und da begriff Marietta das seltsame Gebaren, stürzt hinaus, reißt ihn zurück, daß er fast hinsinkt: „Oh, Antonello, mio, was tust du? Willst du deine arme Seele ins Feuer schicken?“ Und sie schleift den Trunkenen mit ins Haus hinein. Antonio beginnt zu schluchzen und weint, weint in Mariettas Armen. Aber es ist kein Sterbenswörtchen aus ihm herauszubringen. Da führt sie den Weinenden hinunter in den Ort zu seinem Vater und seinen Brüdern. Und sie bringt ihn zu Bett wie ein Kind und wartet noch, bis er eingeschlafen ist. Dann schärft sie Vater und Brüdern ein, auf Antonio aufzupassen. Zur Ortspolizei geht sie und erzählt es den Carabinieri, sie sollen ein Auge haben auf den Jungen, wer weiß, was ihm widerfahren könnte. Aber die Carabinieri — ach! — stattdessen können sie, weiter nichts. Denn am Morgen danach —



So berichtet die alte Marietta. Und unten vorm Fleischerladen auf der Piazza steht Giacomo, der Schuster, und muß, gleich der Marietta, erzählen und noch einmal erzählen von seinem Traum! Kein gewöhnlicher Traum — bewahre! Ein Wahntraum, ein Wahntraum, wie sie Giacomo manchmal hat. Zur Mittagszeit tritt er aus seiner Werkstatt und befindet sich plötzlich nicht mehr in der engen, heißen Gasse, sondern im großen, kühlen Hauptsaal der Bank. Und da steht — es schauert ihn selber jedesmal, wenn er seine Erzählung wiederholt —, da steht ein offener Sarg mit einem blutenden Herzen darin, und neben dem Sarge stehen Antonio's Vater und Brüder und weinen, denn das blutende Herz im Sarg ist ihres armen Antonio Herz. Giacomo's Frau, der er seinen Traum erzählt hat, Mamma mia, was hat sie ihn verhöhrt und verlacht!

Und nun ist es doch wahr geworden. Endlich, nach drei Tagen angestrengten Suchens, haben sie heute An-

tonio's Leiche gefunden, und sie werden ihn in der Bank, seiner Arbeitsstätte, aufbahren.

Es sind sehr viele Menschen, die auf der Piazza und in den Straßen zusammenstehen und — lauschend, beiseite, flüsternd — warten. Alle Bewohner der Insel scheinen versammelt. Sind es nur Neugierige? Treibt sie Erlebnishunger in die Nähe fremden Unglücks? Nein, die Mädchen, die still vor sich hinweinen, ohne sich ihrer Tränen zu schämen, die Frauen, die feuchten Augen ihren Rosenkranz beten und fragende, lärmende Kinder zurechtweisen, viel eher könnte man in jeder von ihnen eine Mutter, eine Schwester des Toten vermuten. Und die Männer, die ernst und still den Leichenzug erwarten, sind ihre Gesichter nicht von wirklichem Schmerz erfüllt, gerade als wäre Antonio der Bruder, der Sohn oder der liebste Freund gewesen?

Warum, warum hat Antonio das getan! Warum hat er sich seinem von ihnen anvertraut? Wer hätte ihm nicht geholfen in seiner Not?

Warum? Was man schon ahnte, verbreitet sich plötzlich wie ein Lauffeuer über Platz und Straßen: Geld hat er veruntreut. Eine kleine Summe, eine lächerlich geringe Summe. Natürlich hat er gedacht, es wieder ersetzen zu können, doch der Inhaber der Bank, der reiche Michele, hat es gemerkt und hat den armen Antonio ohne Gnade dem Gericht preisgegeben und entehren wollen.

Eine Bewegung flutet über den Platz: Mädchenaugen glänzen drohend auf, Männer ballen die Fäuste, die Gebete der Frauen werden fanatischer. Der reiche Michele, der Hund! Er hat Antonio auf dem Gewissen! Hätte er

Auf der Steinbank vor dem Hause saß Heini, der etwa zwanzigjährige Bub des Dachbauers, und weinte. An seiner Seite stand der Hühnerhund Feldmann. Er hatte seinen Kopf auf das Bein des Knaben gelegt und ließ sich von ihm streicheln. Weil Heini anscheinend sein freundliches Wort für ihn übrig hatte, fing er zu weinen an. Das schreckte Heini aus seinem Wahntraum auf, und er sagte leise: „Sei nur gut, Feldmann, du wirst nicht erschossen.“ Da setzte der Jagdhund vor Freude, als ob er den Sinn der Worte genau verstanden hätte, seine Stummelrute in Bewegung und sprang schließlich auf des Bubens Schoß und ließ sich nicht locken, bis Heini um ihn seine Arme schlang und ihn fest an sich drückte.

Nabezu sieben Jahre war Feldmann mit seinem Herrn auf die Jagd gegangen und hatte ihm treu gedient. Und weil nun der schwach gewordene Hund in seinen alten Tagen lieber unter der Ofenbank lag und schlief oder sich vor dem Hause in der Herbstsonne rästelte, als Reibhühnern nachzuspüren und Hasen aus Kraut- und Kartoffelfeldern zu jagen, hatte der Dachbauer vor einiger Zeit den Entschluß gefaßt, den Feldmann nicht mehr zu verfeuern. Da heute Hundevisionen war, sollte ihn der Futraufseher, weil es der Dachbauer aus naheliegenden Gründen nicht selber tun wollte, in den Wald hinausführen, an einen Baum binden und — erschießen.

Vor wenigen Minuten hatte Heini mit seinem Feldmann wieder vor dem Vater gestanden und hatte sich wirklich wieder angestrengt, um ihn im letzten Augenblick von seinem Vorhaben abzubringen. Allein, der Dachbauer hatte gesagt: „Der Feldmann ist keinen Schuß Pulver mehr wert. Du bekommst einen anderen Hund, einen jungen Wackelhund.“ Da schossen dem Heini die Tränen in die Augen, und die Seele schien ihm auf einmal wie zugeschnürt zu sein. Kein Wunder auch. Gut elf Jahre schon war der Feldmann Heini's Freund und Spielkamerad, und zwei Brüder hätten nicht besser zusammenhalten können wie die beiden. Heini sagte seinen Feldmann am Gurt und ging mit ihm hinaus.

Das wußte der Bub auch, daß man Mensch und Tier nicht zusammenrechnen soll. Aber er fragte sich dennoch: „Warum will man alte Hunde erschießen, wenn man doch auch alte Leute leben läßt, so sich ihrer sogar, was doch so schön ist, in besonderer Weise annimmt?“ Nein, nein, das konnte Heini nicht verstehen, daß sein Vater nicht auch dem Feldmann das wohlverdiente Gnadenbrot geben wollte. Er war doch weder rüddig noch tollwütig, daß er aus der Welt hätte geschafft werden müssen.

Pfötzlich sprang Heini empor. Sein Gesicht befeuerte sich auf und seine Augen begannen zu leuchten. Er hatte noch einen Trumpf, den er seinem Vater gegenüber ausspielen konnte. Er wollte vor ihn hintreten und zu ihm sagen: „Vater, ich verzichte auf das Fahrrad, das du mir im Sommer kaufen willst, wenn du den Feldmann leben läßt.“ Und Heini rechnete. Das Fahrrad kostete sicher sechzig Mark und die Steuer für den Feldmann betrug im Jahre nur achtzehn Mark.

Aber die Freude des Bubens wurde jäh getrübt. Er sah nämlich den Futraufseher mit dem Gewehr brauten auf dem Dorfanger beim Thomabauern stehen. Heini überlegte schnell. Bis er mit dem Vater gesprochen hatte, war der Futraufseher längst hier. Und wenn der Vater sich doch nicht umstimmen ließ, war sein armer Feldmann verloren. Wenn aber er, Heini, sofort handelte, konnte er den Hund retten.

Der Bub sprang einfach los und Feldmann setzte in tollen Sprüngen nach. So liefen sie miteinander zum Dorf hinaus. Im nahen Walde wußte Heini eine Hütte, die sich die Steinbrecher gebaut hatten und gegenwärtig nicht benutzt wurde. Dahinein führte er seinen Feldmann, bereite ihm aus Moos und Laub ein Bett, hole in einer alten Konservebüchse von der Waldauale Wasser und erlärte ihm, warum er ihn hierher gebracht hätte. Der Feldmann schaute seinen Heini mit klugen Augen an und

nicht emrenken, hätte er nicht helfen können? Ist er denn nicht, gleich Antonio, gleich uns allen, der Sohn einer Mutter? Aber der reiche Michele, dem fast die ganze Insel gehört, der sein Geld in der Bank, in Hotels und Geschäften stecken hat, ist düber vom Geldstand, ist keiner der Unseren, sonst hätte er's nicht getan.

Immer lauter schwillt das drohende Murmeln an. Wehe, wäre er hier, der Menschenfänger, der Mörder, sie würden ihn in Stücke zerreißen!

Die Bewegung ebbt wieder ab; Frauen und Mädchen schlagen das Kreuz und beugen tief die Knie, denn den Weg vom Monte Venere herunter schwankt der Sarg. Er schwankt über die Köpfe der Wartenden und wird im kühlen Hauptsaal der Bank aufgestellt, an Antonio's Arbeitsstätte, zum Zeichen, daß ihm seine Ehre nicht genommen werden soll.

Der Saig. Nicht Antonio's Leiche enthält er, nur arme Reste: ein Stück Hirnschale, einen Arm, ein paar Rippen, und daranhängend Antonio's totes Herz. Er hat den höchsten Felsen zum Absprung gewählt. Kühne Männer sind an Seilen in die Tiefe geklettert — denn das wilde Meer hat den Aufstieg von unten verwehrt — und nach drei Tagen unermüdlichen Suchens haben sie die graulich zerfetzten, armseligen Reste des blühenden, jungen Menschenleibes gefunden.

Ein Schauern und Schluchzen geht durch alle hin, die da versammelt sind wie eine einzige Familie. Mädchen flüstern des Liebsten Namen, Mütter drücken ihre Kinder fest an sich. Männer denken an Nacht.

Der reiche Michele hat ausgespielt. Sie werden zusammenhalten gegen ihn, der einen der Ihren in den Tod getrieben hat. Er wird sich auf der Insel nicht mehr sehen lassen dürfen, und seine Unternehmungen werden verkümmern. Fluch ihm! Fluch seinem Geld! Um ein paar elende Münzen hat Antonio den verzweifeltsten Todesprung getan, um totes, erbärmliches Papier hat ein junges Leben sich selber vernichtet.

Heini und sein Feldmann

Von Josef Hübner

heute nicht, als sein Freund brauchen an der Türe den Riegel vorschieben und sich dann entfernen.

Bis der Futraufseher den ihm aufgetragenen Jähling verzeih hat, war auch Heini wieder daheim. Nun sollte der Feldmann in die Stube kommen, um sich eine Schnur an den Gurt binden zu lassen. Aber man mochte rufen und pfeifen, wie man wollte, der Feldmann kam nicht und niemand hatte ihn gesehen. Da nahm der Futraufseher sein Gewehr. Er garantierte, den Hund bis zum Abend auf freiem Felde erschossen zu haben.

Dem Feldmann ging es in seinem Versteck nicht schlecht. Sein Heini besuchte ihn Tag für Tag dreimal: früh vor der Schule, mittags nach dem Essen und abends, und zauberte jedesmal eine Menge guter Sachen aus den Taschen. Man muß wissen, daß Heini der geschickteste Bub in der Schule war, und wer in diesen Tagen von ihm eingekauft haben oder abschreiben wollte, der mußte ein paar Bursche, eine dicke Speckkarte oder etliche, nicht allzusehr abgegriffene Knochen abliefern.

Aber auf die Dauer wollte dem Feldmann das Leben in der Waldhütte doch nicht gefallen. Er sehnte sich nach Freiheit und nach dem warmen Plätschen unter der Ofenbank und fing zu jammern und zu weinen an, wenn Heini jetzt von ihm Abschied nahm. Der Bub hatte Mitleid mit dem Hunde, und es blieb nichts weiter übrig, als vor dem Vater ein Gesandnis abzugeben.

Morgen war wieder Sonntag und da durfte Heini immer mit dem Vater auf die Jagd gehen.

Diesmal schritt der Bub voraus und bestimmte so Wege und Ziel. Pföglich standen sie vor der Waldhütte. Heini öffnete mit Kopfendem Herzen die Tür. Wie aus den Wolken gefallen stand der Dachbauer da und harrete den Feldmann an, den er bereits für tot gehalten hatte. In der nächsten Sekunde schon sprang der Hund in alter Treue und Anhänglichkeit an seinem Herrn hoch und froh ihm wieder zu Füßen und schnupperte an ihm herum. Und während Heini sein Herz erleichterte, hatte der Bauer und Jägermann seine Hand auf dem Kopfe des Hundes liegen und schaute bald dem Bub und bald dem Feldmann in die Augen.

Das hätte wirklich ein ganz hartgerigter Mensch sein müssen, der in dieser Minute dem Bub die Witte, den Feldmann doch leben zu lassen und wieder mit heimzunehmen, hätte abschlagen können. Der Dachbauer trat sichtlich gerührt ins Freie. Nun sagte er: „Kommt jetzt!“

Als Heini zwei Hasen im Aufschade hatte, gingen sie schon miteinander heim.

In den nächsten Tagen schon kam ein junger Wackelhund ins Haus und der alte Feldmann hatte endgültig seine Ruhe. Er und Heini, der zu seiner größten Freude doch sein Fahrrad bekam, wußten sich die Zeit schon zu vertreiben und blieben auch weiterhin unzertrennliche Freunde.

Haupt und Kopf.

Saphir scherzt über die mit Haupt und Kopf gebildeten Wörter und Redensarten folgendermaßen: Warum sagt man „überhaupt“ und nicht „überkopf“? Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „Ich muß das behaupten“, und nicht: „Ich muß das belöpfen“? Warum sagt man „köpfen“ und „enthaupten“, und nicht auch: „Der ist gehauptet worden“ oder „entköpft“? Warum forcht man bei allen Dingen nach der Hauptursache und nie nach der Kopfurache? Warum hat das kleinste Land eine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann, ein Hauptquartier ist noch kein Kopfstadtquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, wird er aufs Haupt geschlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage. Weinade ein jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgendeinen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Kopfsteuer ein, um einen Kopfwitz zu erreichen?



Hinter Wehren und Schnellen schieden sich die Stämme oft auf Sand oder Felsen.

In jedem Frühjahr und Frühsommer wenn die Schneeschmelze vorüber und das Hochwasser verrückt ist, kommt der Beruf des Flößers wieder zu Ehren. Von den Schlagplätzen sind im Winter und Frühjahr die riesigen Nichten- und Kiefernstämme an die Flößsammlerplätze geschafft worden. Stämme sammeln sich neben Stämmen, alles gesundes, kräftiges Holz, und im Frühjahr sah diese Wiese an dem Bergfluß aus wie ein Wald, durch den ein Unwetter gezogen ist und alle Bäume gefällt hat.

Dann kommen auf einmal kräftige Männer, die bepackt sind mit Ären, Drahtseilen, Sälen und hohen Stiefeln. Sie rauchen ihre kurze Pfeife und wechseln launig Worte. Pferde trotten hinterher. Am Flößsammlerplatz angekommen, werfen die Männer ihre Last ab und verschaukeln. Das Wasser des Bergflusses ist hier etwas ruhiger, die Biegung hat einen kleinen See geschaffen, an dem die Strömung vorüber- rauscht. Man spricht wenig, man geht an die Arbeit, ehe die Sonne richtig über den Berg gekommen ist. Ketten werden jeweils um einen Baumstamm geschlungen, und unter Hü und Hakt schleifen die schweren Pferde die Stämme in das erschrocken auf- spritzende Wasser. Ein Stamm nach dem anderen wird von seinem Platz geholt und gleitet in den Fluß, einer schiebt sich an den anderen, und immer mehr bedeckt sich das Wasser mit dem schwimmenden Holz.

Umständlich haben einige der Männer ihre schweren, hohen Stiefel über die Beine gezogen. Dann greifen sie die mit spitzen Haken bewaffneten Stangen und heizen in das Wasser. Sie greifen hier einen Stamm und dort einen, stoßen das Holz aus ihrer Ruhe auf und lenken es an bestimmte Plätze. Auf der einen Seite kommt Ordnung in das Durcheinander, auf der anderen Seite fängt sich eine neue Ordnung zusammen. Stämme werden neben Stämmen gezogen, Stämme hinter Stämme, die Holzhausbeute des Winters wird zu Flößen

zusammengestellt, um von hier aus den Weg nach den großen Sägemühlen im Tal anzutreten. Aber noch ist es nicht so weit, noch hat man erst rohe Ordnung geschaffen. Jeder Stamm liegt erst da, wo er hingehört, er hat sich jedoch noch nicht in die neue Ordnung eingefügt. Jedes Floß ist wie ein Staat: es besteht aus vielen einzel- nen Baumstämmen, die alle zusammenge-



Flößhütte auf der Weichsel.

fügt werden zu einem Ganzen. Als Ganzes sind sie einem Willen untertan, dem des Flößmeisters, als Ganzes streben sie einem Ziele zu. Die Flößknechte müssen das Holz zu einem Ganzen zusammenfügen. Lange Nägel werden in die Stämme getrieben, Drahtstropfs schlingen sich um das Holz, kräftige Männerhäute ziehen an diesen Stropfs, bis Stamm an Stamm liegt und fest miteinander verbunden ist. Länge folgt hinter Länge, und bald ist das Werk ge- schafft: das Holz liegt zu einem richtigen Floß vereint bereit, auf Talfahrt zu gehen.



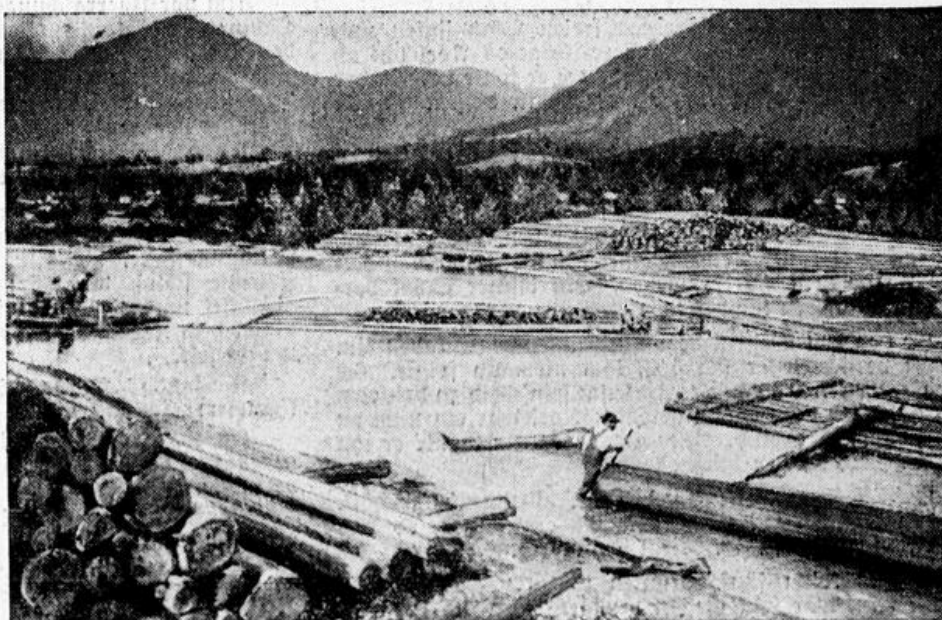
Flöße ziehen talwärts

Fahrten auf den Bergflüssen - Kampf gegen Strom und Felsen

Romantik ist noch nicht ausgestorben. Auf den Flüssen und Strömen, auf den Seen und Kanälen eilen die Dampfer und Schlepper und Motorschiffe dahin. Alles eilt dem Ziele zu. So sind uns jene Flüsse und Ströme vertraut, auf denen eilige Fahrzeuge ihrem Ziele zutreiben, und immer unbekannter werden die anderen, auf denen die Flöße talwärts ziehen.

Die Flößknechte bringen noch auf das Floß ihren Verzeir, etwas Holz zum Ent- fachen des Feuers, und dann ist der Augen- blick gekommen.

Die langen Stangen stoßen auf den Grund, kräftige Männer drücken das Floß in die Mitte des Wassers. An der Spitze steht der Flößmeister und zwingt dem plumpen, schwerfälligen Fahrzeug Willen und Richtung auf. Jetzt steckt es die Nase



In Österreich warten riesige Holzstapel, daß sie zu Flößen zusammengebaut werden.

aus dem ruhigen Was- ser in die Strömung. Die Männer springen auf die Seite und wehren sich mit den Stangen gegen den ungeheuren Druck. Sind sie nicht stark genug, dann sitzt das Floß auf dem Ufer und wird von der Strömung auseinandergerissen. Aber die Männer spannen alle Muskeln an, und langsam wendet sich die Spitze gegen die Mitte des Flusses, wird von den Wassern gepackt und schiebt sich zu Tal.

Schwer war die Ar- beit und überaus ge- fährlich, aber nicht weniger ist die Auf- wart. Der

Jahrelang führen die Flößer das Holz zu Tal; es ist ihr Beruf. Sie kennen das Wasser und verstehen es, seinen Gefahren und Tücken zu begegnen. Freilich zeigt manches Marierl an den Ufern der Gebirgsflüsse, daß hier ein Flößknecht dem Flusse zum Opfer gefallen ist. Andere traten an seine Stelle, und in jedem Früh- jahr und Frühsommer schießen wieder die Flöße zu Tal, die Gebirgsflüsse herunter, dorthin, wo der Lauf ruhiger wird, wo der große Strom träger fließt. Dann wischen die Flößknechte den Schweiß von der Stirn und ruhen sich aus, sind zufrieden, daß sie das schwere Werk geschafft haben.

Aber nicht lange dauert die Ruhe, ent- weder eilen sie zum Sammelplatz, um ein neues Floß für die Talfahrt zu bauen, oder sie fügen auf dem Strom die aus den Bergen gekommenen verhältnismäßig kurzen Flöße zu einem jener langen zu- sammen, die dann in tage- und wochen- langer Fahrt vom Wasser dem Ziele zu- getragen werden.

Paul Deparade.



minder schwer und gefährlich ist die Auf- wart. Der

Inzwischen schiebt das Floß mit dem Fluß dahin, 15 Kilometer Geschwindigkeit und mehr werden auf den Gebirgsflüssen erreicht; un- geheuer ist die Last, die der Fluß trägt, und ungeheuer der Druck, den die Flöß- knechte in eine Richtung zu

Bild links: Das Floß wird zusammengebaut.

Bild rechts: Auf wilden Flüs- sen durch Felsen zu Tal.

Photos: (5) Scherl (11).

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

6. Fortsetzung

„Können Sie mir sagen, ob hier in der Nähe ein Herr Albatros Noel wohnt?“ Lässig blickte Briener in die Augen des stichlich verwirrten Mannes. Dieser stammelte irgend eine Antwort.

„Schade, daß Sie es nicht wissen“, meinte ironisch Briener. Aber vielleicht zeigen Sie mir den Weg zur nächsten Straßenbahnhaltestelle.“

Briener schritt vergnügt neben dem Mann in der Toppe her.

Sie erreichten die Haltestelle.

„Abwärts, Sie fahren doch Richtung Norden?“

„Ja“, sagte schnell der Mann in der Toppe.

„Dann also, auf Wiedersehen! Ich fahre nämlich gerade entgegengesetzt!“ Mit wenigen Schritten hatte Briener eine eben abfahrende Bahn erreicht und sprang in den Wagen. Er sah noch das verdutzte Gesicht seines zurückgebliebenen Begleiters.

Briener ließ sich auf einen freien Platz sinken und lachte lautlos. So schlau wie Herr Albatros Noel bin ich noch immer, dachte er befriedigt. Doch er sollte noch in der gleichen Stunde erfahren, daß er sich in diesem Punkte geirrt hatte.

Er fuhr bis zur Oper. Dort betrat er eines der kleinen Geschäfte, die mit „von Herrschaften abgelegten“ Kleidern handelten.

Als Briener zehn Minuten später den Laden verließ, war er fast elegant. Er hatte einen Mantel und einen beinahe neuen Hut erworben. Ein bunter Schal verdeckte glücklich den nicht gerade eleganten Stragen.

Er bog den Weg zu dem Musikinstrumentenladen ein. Erneut versicherte er sich, daß ihm niemand folgte. Es war nicht Brieners Absicht, Noel um sein Geld zu bringen. Das hätte sich auch wenig gelohnt; Noel war ein nicht zu unterschätzender Feind. Aber gerade darum wollte er ihn nicht in seine Karten blicken lassen.

Endlich stand Briener vor dem Instrumentengeschäft. In den nächsten Minuten sollte sich entscheiden, ob das Glück ihm hold war. Er betrat den Laden.

Als er kaum fünf Minuten später wieder auf die Straße trat, war sein Gesicht verstört. Zögernd stand er vor dem Geschäft wie einer, der sich nicht entschließen kann, was jetzt anzufangen ist. Plötzlich wurde sein fahles Gesicht rot. Auf der anderen Seite der Straße erlachte er, versteckt hinter einem Tor, einen Knaben. Jäh entsann sich jetzt Briener, den Knaben schon auf der Herfahrt in der Bahn gesehen zu haben. Er verstand sofort den Zusammenhang. Der Mann in der Toppe war nur dazugewesen, um ihn von dem richtigen Verfolger abzulenken. Er überquerte die Straße und ging auf den Knaben zu.

Im gleichen Augenblick stand der Inhaber des Instrumentenladens, der alte Geigenbauer mit den herrlichen blauen Augen, an der Tür seines Geschäfts und blickte Briener nach. Er murmelte: „Donnerwetter, wenn das hübsche Fräulein und die übrigen, die bei mir die Geige suchen, das wissen...“ Doch er sagte nicht, was dieses „das“ war. Kopfschüttelnd zog er sich in das Innere des Ladens zurück.

Der Passagierdampfer „Port Vendres“ war bereits zwanzig Stunden unterwegs. Am nächsten Morgen sollte er den Hafen von Tunis anlaufen. Es herrschte schönes, sonnenklares Wetter. An der Promenade laute, fröhliche Gruppen. Fernanda erblickte Walter Barwid, der auf sie zugeeilt kam.

„Herr Barwid, Sie überraschten mich gestern nacht in einer etwas sonderbaren Situation. Haben Sie sich keine Gedanken darüber gemacht, was ich zu so später Nachtstunde im Zwischendeck zu suchen hatte?“ Sie sah ihn lauernd an.

Er lächelte. „Gedanken? Vielleicht. Ich kann Ihnen jedenfalls versichern, ich habe Sie keinen Augenblick für das Schiffsgespensst gehalten.“

„Danke“, antwortete sie schnippisch.

Sein beinahe unterwürfiger Blick befänstigte sie. Trotzdem beschloß sie, zum Angriff überzugehen. Etwas gestiel ihr nicht an diesem Barwid. Sie spürte, daß Barwid lange nicht so harmlos war, wie er es zur Schau trug.

„Herr Barwid, was halten Sie von mir...?“

„Daß Sie die entzückendste junge Dame sind, die mir jemals begegnet ist!“

„Leben Sie wohl!“ Sie kehrte ihm beleidigt den Rücken.

Er hielt sie zurück. „Nicht böse sein! — Wenn Sie meine Meinung über Ihre Person durchaus interessiert: Ich halte Sie für eine Journalistin, die irgendeiner Sensation nachspürt...“

„Ungefähr erraten.“ Fernanda blickte ihr Gegenüber erwartungsvoll an.

„Und jetzt wünschen Sie meine Personalien“, sagte Barwid.

„Nach meiner Demaskierung würde es sich zumindest so schiden. In der Passagierliste ist Ihr Beruf nicht angegeben.“

„Ich sehe, Sie befassen sich mit meiner Person!“

„Nur beruflich“, meinte sie kühl.

„Ich schreibe.“

Ein Steward trat in diesem Augenblick an Barwid heran und sprach leise einige Worte zu ihm. Er entschuldigte sich bei Fernanda und entfernte sich in Begleitung des Stewards.

Fernanda überlegte, ob sie ihr Vorhaben schon jetzt ausführen sollte. Ihre Absicht war, in einer möglichst unauffälligen Kleidung die Passagiere der übrigen Klassen richtig in Augenschein zu nehmen. Sie begab sich nach ihrer Kabine. Als sie am Rauchsalon vorbeisprang, erblickte sie unter den Spielern ein Gesicht, das sie sofort ihre Pläne ändern ließ.

Anstatt sich umzusehen, holte sie aus ihrem Koffer einen größeren schwarzen Samtbeutel hervor. Er sah wie ein etwas altmodischer Pompadour aus. Sein Inhalt war weniger harmlos.

Der Mann mit der schwarzen Perücke, den Fernanda am Karantisch wußte, bewohnte die Kabine Nr. 117. Fernanda hatte es bereits vormittags festgestellt. Ohne die geringsten Gewissensbisse schloß sie die Kabine in einem günstigen Augenblick auf. Es ging ohne Schwierigkeiten, dank der vorzüglichen Dietriche, die der schwarze Samtbeutel enthielt.

Um vor Überraschungen gesichert zu sein, schloß sie die Kabinentür hinter sich wieder ab. Sie entnahm dem Samtbeutel eine Anzahl ganz kleiner Nachschlüssel. Ihr Herz pochte nicht lauter als sonst, als sie sich an die Koffer des Bewohners der Kabine heranmachte. Sie sah sofort, die Schlösser waren recht kompliziert. Plötzlich horchte Fernanda. Blitzschnell richtete sie sich auf. Hastig, in größter Eile, schob sie die Koffer zurecht.

Als die Kabinentür aufging, stand Fernanda schon hinter einem kleinen Vorhang. Sie schmeigte sich an die Kleiderstücke, die hier aufgehängt waren. Der Eintretende schloß die Tür; Fernanda hörte, wie er den Schlüssel umdrehte. Jetzt schritt er auf den Vorhang zu, hinter dem Fernanda mit pochendem Herzen stand, und zog ihn beiseite.

Fernandas Rechte, die den kleinen Browning umklammerte, sank herab.

Es war nicht der Mann mit der Perücke, der ihr gegenüberstand, sondern — Barwid. Auch er war verblüfft.

„Entschuldigen Sie die Störung“, meinte er geistesgegenwärtig.

„Bitte“, antwortete sie trocken. „Es freut mich, Aug“

in Auge mit dem unsägbaren Schiffsgespensst zu stehen...“ Er lachte unbestimmt. „Da muß ich Sie leider enttäuschen. Aber ich verspreche Ihnen, wenn Sie mir dabei behilflich sind, das Schiffsgespensst noch am heutigen Tage Ihnen vorzustellen.“

Fernanda ging, ohne zu antworten, auf die Koffer zu. Sie überfah Barwids Anwesenheit und versuchte der Reihe nach die kleinen Nachschlüssel. Das erste Schloß sprang auf.

„Alle Achtung“, sagte Barwid, der hinter ihr stand und ihr Tun aufmerksam beobachtete. „Eine Meisterleistung für eine — Journalistin!“

Sie blickte ärgerlich auf. „Stören Sie mich nicht. Abgesehen von einem Schriftsteller, verstehen Sie, auch nicht übel, mit Dietrichen umzugehen.“ Und sie wies auf die Kabinentür.

Er lachte und meinte bescheiden: „Oh, man hat einige Kenntnisse! Aber Sie irren, ich habe die Tür nicht mit einem Dietrich aufgemacht.“ Er öffnete seine Hand und Fernanda erblickte einen Kabinenschlüssel. „Es ist der Schlüssel meiner eigenen Kajüte. Zufällig paßte er auch in dieses Schloß.“

„Ein glücklicher Zufall!“ meinte ironisch Fernanda.

„Ja. Bei ähnlichen Unternehmungen braucht man fünf Prozent Verstand und fünfundsiebzig Prozent Glück. Aber es ist Zeit, daß auch ich an die Arbeit mich heranmake. Sie gestatten doch?“

Obne ihre Antwort abzuwarten, griff er nach einem Schlüsselbund. Sachkundig prüfte er die feinen, zierlichen Dietriche. „Deutsche Präzisionsarbeit“, meinte er anerkennend. „Ich muß gestehen, ich kam recht unvollkommen gerüstet hierher. Eigentlich wollte ich mich nur ein wenig umsehen. Da ich aber ganz unverbessert auf eine so wertvolle Hilfe treffe, wollen wir gleich ganze Arbeit leisten.“

„Haben Sie ein Messer?“ fragte sie plötzlich.

„Sie glauben...?“ Barwid reichte ihr sein Taschenmesser.

„Ich weiß“, sagte sie und trennte das Futter des eleganten Ledertoffers auf. Sie hielt in der Hand einen biden Wattedeichsel. Im nächsten Augenblick kam ein achteckiger, funkelnder grüner Stein zum Vorschein. Ein in Platin gefaßter Smaragd von gut drei Zentimeter Umfang.

Barwid pfiff zufrieden. „Der Stein wurde erst heute nacht der Gattin des Generaldirektors der Bank von Tunis entwendet. Wir teilen natürlich.“

Fernanda ließ den Smaragd in ihren Samtbeutel verschwinden und erhob sich. Gelassen kam es:

„Teilen? Diesmal muß ich Sie enttäuschen, Herr Barwid! Ich bin keine Kollegin.“ Es tat mir ja wirklich leid, daß ich Sie umsonst arbeiten ließ.“

Fernanda wußte, sie hatte von diesem Manne, wer er auch sein mochte, nichts zu fürchten.

Barwid lachte beinahe zu laut.

„Sie halten mich also für einen Einbrecher?“

Etwas konfus erwiderte sie: „Bei der Arbeit, bei der ich Sie überraschte...“

„Oh! Ich habe Sie überrascht!“ wendete er ein.

„Es war jedenfalls nicht die Arbeit eines Schriftstellers, die Sie soeben hier verrichteten.“

„Ich sehe, ich muß endlich Farbe bekennen. Haben Sie schon den Namen W. Wall gehört?“

„Sie meinen den bekannten Kriminalschriftsteller?“

„Er steht vor Ihnen, meine Gnädige! Wall ist mein Schriftstellerpseudonym. Ich gehöre zu den wenigen Kriminalschriftstellern, die, bevor sie diesen Beruf ergriffen, weder Journalist noch Abenteuerler waren. Ich habe den Beruf eines Inspektors des Scotland Yard aufgegeben, um ein Epigone und Konkurrent des jetzt leider toten Edgar Wallace zu werden. Es ist mir, wie Sie wissen, bis zu einem gewissen Grade gelungen.“ Nach diesem Spech ließ sich Barwid gelassen auf den großen Schiffskoffer nieder.

Fernanda, der diese Lösung zusagte, fragte erstaunt: „Dann verstehe ich wieder nicht, was Sie mit dem Teilen meinten?“

„Nun, Sie sehen, ich habe meinen alten Beruf nicht ganz an den Nagel gehängt. Wenn ich es auch aus Passion tue, so habe ich nichts dagegen, wenn man mir meine Speisen erweist. Man sagt uns Engländern nicht mit Unrecht nach, wir wären gute Kaufleute.“

„Ich verstehe jetzt. Für die Wiederherbeschaffung des Smaragdes ist eine Belohnung ausgesetzt“, sagte Fernanda.

„Zehntausend Franken! Und für die Festnahme des Schiffsgespensstes das Doppelte. Das bedeutet siebenzehntausend für jeden von uns. Allerdings haben wir noch nicht das Gespensst. Der Bewohner dieser Kabine ist es nicht.“

„Ich weiß es. Ich bin dem Schiffsgespensst begünstet. Es ist ein kleiner, gebrungener Mann...“

Die Nerven der beiden waren bewundernswert. Sie unterhielten sich mit größter Seelenruhe in einer fremden Kabine, deren Bewohner jeden Augenblick zurückkehren konnte. Endlich mahnte Barwid zum Aufbruch. Sie verschlossen die Koffer und stellten sie auf ihre früheren Plätze. Es war besser, wenn der Mann mit der Perücke vorläufig nichts merkte.

Im selben Augenblick, da sie sich der Tür näherten, hörten sie, wie jemand einen Schlüssel ins Schloß steckte. Barwid riß Fernanda mit sich. In weniger als einer Sekunde hatten sie den Vorhang erreicht. Als der Mann mit der schwarzen Perücke die Kabine betrat, verriet nichts die Anwesenheit der heimlichen Besucher.

Hinter dem Vorhang war für zwei Menschen nur ungenügend Raum. Barwid und Fernanda mußten sich fest aneinanderdrücken. Er hatte seinen Arm wie schützend um ihre Schultern gelegt. Das empörte sie; glaubte er, sie bedürfte seines Schutzes? Sie konnte jederzeit ihren Mann stellen. Sie machte eine kleine, hastige Bewegung, und einer der aufgehängten Anzüge fiel zu Boden.

Der Mann mit der Perücke wandte sich jäh um. Er erblickte hinter dem Vorhang zwei fremde Füße. Blitzschnell griff er nach seiner Hintertasche.

„Hände hoch!“ donnerte Barwid. Sein Revolver war auf den Mann gerichtet.

Das folgende geschah schneller, als es sich beschreiben läßt. Mit der Geschwindigkeit eines Panthers war der Mann mit der Perücke vorgepresungen. Sein geduckter Kopf schnellte gegen Barwids Wange. Plötzlich gab es einen kaum hörbaren Knall. Der Schuß aus Barwids Revolver, der aus unbekannten Gründen mit einem Schalldämpfer versehen war, bohrte sich in die Wand der Kabine. Barwid, von der Festigkeit des schmerzhaften Anpralls für eine Sekunde betäubt, ließ die Waffe fallen. Die Finger seines Gegners, der sich unglaublich schnell ausgerichtet hatte, umklammerten gleich einem Schraubstock seinen Hals.

Plötzlich ließen sie von ihrem Opfer los. Fernanda hatte sich eines der unsichtbaren Nin-Nin-Griffe bedient. Mit einem unterdrückten Schmerzensschrei wandte sich der Verbrecher um. Erst jetzt merkte er, daß er zwei Gegnern gegenüberstand.

Mit wutverzerrtem Gesicht starrte er Fernanda an. Er sah die Waffe in ihrer Hand und wagte sich nicht zu rühren.

„Eine gefährliche Viper“, höhnte Barwid und fuhr sich über den Hals, auf dem rote Strichen den Abdruck der Finger des Mannes mit der Perücke zeigten.

Barwid näherte sich dem Manne, den Fernanda mit ihrem Browning in Schach hielt.

„Ich habe leider keine Handschellen bei mir. Sie müssen sich vorläufig mit einem gewöhnlichen Strick begnügen. Hoffentlich beleidigt er Sie nicht.“

Der Mann knurrte böse. Barwid, mit dem Strick in der Hand, sagte jovial:

„Aber, aber! Er wird doch nicht um Ihren Hals gelegt! So, alter Knabe, jetzt gehen Sie sich mal hin. Das übrige müssen wir dem Schiffskapitän überlassen.“

Barwid trat einen Schritt zurück. Doch plötzlich begann er sich. Er griff nach den Haaren des gefesselten Mannes und riß ihm die Perücke vom Schädel. Er betrachtete die hellen, beinahe weißen Haare des Albinos und meinte:

„Na, schöner bist du auch so nicht!“ Barwid wandte sich an Fernanda: „Wenn Sie noch etwas zu fragen haben, bevor wir die Schiffsmannschaft rufen...“

Fernanda schüttelte den Kopf. „Der Mann interessiert mich nicht. Ich habe mich vorhin beim Durchsuchen der Koffer überzeugt, daß er nicht der ist, den ich in ihm vermutete.“

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 21. Juli 1935

Ein, zwei, drei! Im Neußschütz Lila im Juli. Wie man mit

Man bekommt ordentlich einen Schrecken, wenn man liest, daß heute schon wieder die erste Schützenversammlung ist! Wie die Zeit vergeht!

Unsere Erinnerung an das letzte, schöne Fest ist noch so frisch, daß wir es gar nicht glauben können, daß es wieder soweit ist. Heute abend werden wir wieder das alte, vertraute Bild erleben, wie sich die Neuß beim ersten Stellbuchein 1935 der Neuß-Schützen einfanden, und wir kennen alle diese Dinge drum und drun so gut, daß wir eigentlich kein Wort hier darüber zu sagen brauchen. Auf die alte Frage „Sollen wir auch in diesem Jahre...“ werden wir ganz sicher auch in diesem Jahre die alte Antwort „Jog! Jog!“ zu hören bekommen; die alten, etwas wehmütigen Lieder von Herbstwind und so werden wieder aus der großen Versammlung hinaus auf die Straße und über das Neuß Land bringen, und die alten Märsche werden von den Wänden herabdröhnen, daß die neue Bemalung des BG-Saal eine erste Belastungsprobe auszuhalten hat, ob nicht vielleicht doch der „Stuhl“ von der Wand herunterkommt. Aber wir wollen nicht vorgreifen; sonst hat der Kollege, der über die Herrlichkeiten zu berichten hat, morgen keinen Stoff mehr! Wir Neuß wissen es gut, daß manche Zeitgenossen innerhalb und außerhalb der Stadt die Nase rümpfen, wenn wir in jedem Jahre wieder „rabbelvoll“ werden, gleichsam auf Kommando, wenn auch nur der leiseste Schatten des Neuß-Festes sichtbar wird; aber wir tragen diese Verständnislosigkeit mit der Würde des Philosophen; denn Schützenfest ist uns ja mehr, als nur eine Gelegenheit zum Nadaumachen oder zum Goldatenpielen. Wer das nicht fühlt, der wird es nie erlangen, das Verständnis für unsere Freude an diesem Familienfest einer ganzen Stadt, die stolz auf ihre Vergangenheit, stolz auch auf ihre wehrfähige Kraft, mit der die Neuß Bürger einst Karl den Kühnen von ihren Mauern vertrieben und damit das für Deutschland wurden, was einst Wien gegen die Türken war.

Aber wir wollen hier auch unserer primitiven aber gründlichen Freude kein historisches Mäntelchen umhängen, vielmehr wollen wir uns von heute ab wieder ganz in die Stimmungen tauchen, die in einem groß werden, wenn erst die erste Versammlung der Schützen ihren Willen geäußert hat. Heute schon kann die Bürgerpflicht — nicht die nur aktiven Schützen! — einen Beweis dafür liefern, daß sie immer noch zu ihrem vaterstädtischen Fest steht. Es war immer noch so, daß schon die erste Schützenversammlung ein Stadtmessier wurde, wie es zum Fest selbst werden würde. Auch heute wird Neuß die Amtsträger des Festes nicht im Stich lassen, vielmehr wird sie bei altem Sang und in alter Frische zeigen, daß jedermann bereit ist, dem Neuß-Fest — boven allen schon! — wieder zu seinem alten Glanz zu verhelfen.

Noch einen Tipp für die, die bisher noch nie die Vorversammlungen für das Fest besucht haben; es gibt Leute, die diese Versammlungen als einen wesentlichen Teil des Festes selbst bezeichnen. Man sollte sich einmal von der Wahrheit dieser Tatsache überzeugen. Heute schon ist Gelegenheit, „ein Näschen voll“ als Vorfuß zu lassen!

Auf, denn.....!

Neußbau ist nicht bausen

Um es kurz zu machen: will man mit Familie nach Grimlinghausen reisen, so hat die Sache einen Haken, wenn man eben wegen der Hitze den verwegenen Wunsch haben sollte, mit der Straßenbahn zu fahren. Das kostet nämlich — wenn man etwa mit 2 Kindern und der Gattin, der teuren, fährt — die Kleinigkeit von einer Reichsmark; hin und zurück 2 Mark, also keinen Pappenstiel, sondern einen ganzen Haufen Geld. Wenn man mit den Tarifen der Straßenbahn genau vertraut ist, so kann man, wenn ich nicht irre, noch eine kleine Ergänzungsfrage herausheben, doch wurde ich ihrer am letzten Sonntag nicht teilhaftig, weil ich wahrscheinlich zu dumm dafür bin.

Um 2 Reichsmark geschwächt ist man leicht kritisch und ärgert sich, und man rechnet darüber nach, daß man es eigentlich den Neußern schwer macht, mit der Straßenbahn zu fahren. Seit vielen Jahren ist der Neuß-Straßenbahntarif eine gern umstrittene Sache gewesen; jedenfalls steht er in einem sehr deutlichen Kontrast zu der Tarifpolitik der Rheinbahn, mit der wir Sonntags billiger nach Stodum in das Stadion fahren können, als mit der Neuß Bahn nach Grimlinghausen. Die Betriebswerke sollten sich den Fall noch einmal überlegen, und auch beglücklicht der Tarifredner müßte man dazu übergehen, den alten Fehler von früher endlich auszugleichen. Wir haben nämlich in Neuß keine Stufung zwischen 10 und 20 Pfennigen. Wenn ich bis zum Markt fahre, dann kostet das ab Grimlinghausen 20 Pfennige, bin ich so verwegend, bis zum Glockhammer zu fahren, dann kostet das nicht etwa 25 sondern gleich 30 Pfennige. Summa summarum trifft diese eigenartige Zahlengrenze auch auf den anderen Strecken zu; so kostet Eichendorffstraße—Markt 10 Pfennige, Eichendorffstraße—Glockhammer oder Erststraße aber kostet 20 Pfennige. Wir haben hier vor Jahren schon einmal für eine andere Zahlengreneinteilung pläbiert, weil wir der Meinung sind, daß die Zahlengrenze an den Bahnhof gehört in der Richtung zur Nordstadt, und daß wir es für falsch halten, so mitten in der Stadt eine Steigerung des Fahrpreises um

10 Pfennige für eine Strecke vom Markt bis zum Glockhammer einzurichten; das verärgert und treibt von der Straßenbahn fort. Wie wenig die Tarife der Neuß Straßenbahn den Besuchern des Rheines passen, das kann man daraus sehen, wie in immer noch weiter steigendem Maße die Linie 16 der Rheinbahn ihre Vorteile davon hat. Eine Sonntagsbeobachtung wird diese Behauptung bestätigen. Es mag schwer sein, die Tarife von Grund auf nochmals zu ändern; das ist auch nicht nötig, wenn die am meisten augenfälligen „Dissonanzen“ des Tarifes geändert werden. Es würde sicher zum Besten auch der Straßenbahn selbst sein.

Ollnelni Zaityanoffan

Es soll keiner sagen, es sei nicht wahr, wenn hier behauptet wird, daß in Philadelphia ein Wettbewerb abgehalten worden ist, festzustellen, wer am besten und am längsten weinen könne. Werkswürdigerweise spielte sich der Kampf der Tränenkanal-Athleten unter Frauen ab, und zwar waren 200 Bewerberinnen am „Start“. Wie wir voller Erstaunen in der Zeitung lasen, haben die 200 Damen dann feste drauflosgehult; der Strom der Tränen floß 4 Stunden lang. Wie die Leute das gemacht haben, wird zum größten Teil ihr „Betriebsgeheimnis“ bleiben. Nach vier Stunden weinte nur noch eine der Teilnehmerinnen, und sie war — so melden die Gazetteen — erst zum Abbremsen zu bewegen, als man ihr von Hollywood einen Vertrag für den Film in die Hand drückte.

Und jetzt wird sie also lachen!

Immerhin ist diese Leistung sehr zu bewundern. Bei den Männern wird sie die Stepijs den Frauentränen gegenüber allerdings nur noch gesteigert haben: wenigstens in Philadelphia — Die 160 Mitglieder des „Klubs der Diden“, die zusammen an 200 Doppelzetteln wiegen sollen, haben sich in diesem Jahr zu ihrem Banquet in Wilmington, im Staate Massachusetts, versammelt, um „die Schönheit und die Poesie der Korpulenz“ gebührend zu feiern. Nach dem opulenten Festmahl erhob sich der Präsident des Klubs, Mr. Harry Vagan, der selbst 130 Kilo wiegt, und hielt eine „lühnende Ansprache an die Versammelten; Schon Julius Cäsar habe gesagt, „laßt wohlbeleibte Männer um mich sein“, meinte der Herr Präsident, und dieser große Römer werde wohl gewußt haben, warum.“ Weil allein wir Diden Humor und Sinn fürs Leben haben; in dieser Beziehung nehmen wir es mit allen Schmachthälsen auf“, so fuhr Mr. Vagan fort. Auch die Frauen sollten sich, wenn sie gescheit sind, nur an „rundliche“ Herren halten, denn allein sie verständen es, das Leben heiter und angenehm zu machen.

Wieder ist der Welt eine große Sorge abgenommen worden: sie weiß jetzt wenigstens, wer am schnellsten — Nähnadeln einzufädeln versteht. In Ottawa in Kanada fand diese denkwürdige Feststellung statt. Der Schneider Zerelli ging aus dem Wettstreit als Sieger hervor, er brachte es in der Stunde auf 226 Nadeln, durch die Baumwollfäden durchzugehen waren. Seine schärfste Konkurrentin war Frau Clouffier aus New Hampshire, die nur 224 Nadeln eingefädelt hat. Der Weltrekord wurde dem Schneider mit vielen Zeremonien bestätigt, und Frau Clouffiers Tränen trocknete man mit einem schönen Trostpreis.

Der neue Professor

Wenn die Wipe über die Zerstreuung des Professorenstandes nicht abbreiten, dann ist niemand anderes als die Herren Professoren selber daran schuld, die immer wieder die Wichtigkeit dieses geflügelten Wortes unter Beweis stellen. Als leghin die Hauptversammlung des Deutschen Museums in München tagte, hätte ein sehr angelegenes Mitglied beinahe einen peinlichen Skandal heraufbeschworen, und nur, weil es mit dem Erbübel der Professoren behaftet war. Der Herr war von einer Vespersion in sein Hotel zurückgekehrt, und in sein Zimmer gegangen und klingelte fünf Minuten später nachdrücklich das Personal herbei. Er schalt auf den schlampigen Betrieb, der hier im Hause herrsche. Gerade habe er sein Mittagsschlafchen machen wollen, da könne er seine Pantoffeln im Nachtkasten nicht mehr finden, außerdem sei seine ganze Garderobe aus dem Schrank verschwunden, darunter sein Frack, den er heute abend unbedingt brauche. Statt dessen habe er Kleiderchen und Wäsche gefunden, die bestimmt einer Dame gehören müßten. Man solle nur nicht glauben, daß er ein zerstreuter Professor sei, im Zimmer habe er sich bestimmt nicht geirrt, er habe Nr. 17, und dies sei doch hier der richtige Raum. Die Hotelangestellten wußten im ersten Augenblick auch nicht, wie sie den Fall klären sollten. Zweifelloso mußte man dem empörten Gast recht geben... bis sich schließlich herausstellte, daß der Professor sich zwar nicht im Zimmer und nicht im Treppenhof sondern im Hotel geirrt hatte.

Dieser ist an den Professor zu erinnern, der vor einem Jahr von Australien nach London reiste, wo ein wissenschaftlicher Bund tagte. Alle fünf Jahre fand diese Versammlung statt, und der Professor aus Australien war so stolz darauf, daß er auf den Tag pünktlich in London erschien und sich im Versammlungsgebäude einfand, wo ihm allerdings klar gemacht wurde, daß er zwar Tag und Stunde eingetroffen hatte, aber ein ganzes Jahr zu früh in London eingetroffen war...

Million Düsseldorf

Die Düsseldorf haben die Neuß gefordert; auf Geheiß! Das hört sich ein bißchen gefährlich an, nennahr, aber es ist auch so. Vernehmen wir den Tatbestand:

Bekanntlich fängt heute das Düsseldorf Schützenfest an, und die Veranstalter haben den Neuß Zeitungsleuten ein Schreiben zugelandt, in dem es u. a. heißt:

Düsseldorf, den 11. Juli 1935
...Der Vorstand des St. Sebastianus-Schützenvereins Düsseldorf möchte die Gelegenheit des Jubiläums-Schützenfestes nicht vorübergehen lassen, ohne seinen Freunden von der Presse auch einmal Einblick in der Praxis in den sportlichen Schießbetrieb auf dem Schützenplatz zu geben. Er stellt den Schriftleitern und Berichtserstattern aus Düsseldorf und Umgebung einen Vogel: „Die Jubiläums-Ente und eine Ehrenscheibe zur Verfügung. An der „Jubiläums-Ente“ soll der Preßschützenkönig 1935 ausgehoben werden; die Pflücker-Schützen werden wie die fünf Besten aus dem Schießen auf die Ehrenscheibe, Erinnerungsgaben erhalten.

Das Schießen soll am Mittwoch nach dem Schützenfest, also am 24. Juli stattfinden. Die Teilnehmer versammeln sich um 1/2 Uhr nachmittags in der Gaststätte Anton Volbig Düsseldorfstr., Ecke Kaiser-Wilhelm-Ring und werden dort vom Vorstand des St. Sebastianus-Schützenvereins empfangen und zum Schießstand geleitet... usw.“
Darauf hat der unpolitische Chronist den lieben Düsseldorfern folgenden Brief geschickt, dessen Abdruck auch an dieser Stelle veröffentlicht sein soll:

Sehr werter Herr Kollege!

Die Redaktion der „Neuß-Grevenbroicher Zeitung“ dankt Ihnen durch mich für die so freundliche Einladung zum Königsvogelschießen für Presseleute anlässlich der Düsseldorf Jubiläumskirmes. Nach reiflicher Überlegung sind wir zu dem Entschluß gekommen, zwar diesem Fest besonderer Art am 24. Juli beizuwohnen, aber von der Eintragung in die Remmungsliste abzusehen. Dieser folgenschwere Entschluß hat seinen Grund darin, daß wir Neuß über eine so lange, jahrhundertalte Tradition im Vogelschießen verfügen, jedoch wir befürchten müßten, wir könnten durch unsere überlegene Schießkunst die Düsseldorf Kollegen in Verlegenheit bringen; es wäre ja garnicht auszu-denken, daß der Düsseldorf Schützenzug und die Kollegen vom „Van“ einem der ganz iher siegreichen Neuß Kollegen das übliche Ehrengeld nach Neuß geben müßten, womit eine Verlagerung der Düsseldorf Kirmes nach Neuß entstehen müßte. So sehr wir uns im August (wie überhaupt auch zu anderer Zeit) über den Düsseldorf Besuch zu unserem Fest freuen, so schwierig würde der Fall werden, wenn die Düsseldorf Schützen aus diesem Anlaß des ganz sicheren Neuß Sieges in so rauen Mengen in unsere um diese Zeit noch friedliche Stadt kommen würden, ohne daß wir sie gebührend empfangen könnten. Der Grund unserer Abgabe ist also — im Grunde genommen — die alte Liebe zu Düsseldorf und seinen Bewohnern, die wir nicht in Schreden versetzen wollen, indem wir als Sieger sowohl auf den Jubiläumsvogel als auch auf der Ehrenscheibe proklamiert werden müßten. Wir sind sicher, daß Sie für den Neuß Standpunkt Verständnis haben werden, umso eher, als wir nicht auch noch die Dofalkollegen in die üble Lage versetzen wollen, etwas zum Ruhme Novaesiens schreiben zu müssen, was ganz sicher auch noch dem Abonentenstamm abträglich sein würde.

Wir werden also zwar erscheinen — falls wir dann noch leben — und wir wollen eifrig fotografieren, da wir scharf darauf sind, den einen oder anderen der lieben Kollegen vom Van einmal schießen zu sehen, ein Aspekt, der sicher nicht alltäglich ist. Den Wettstreit aber selbst lehnen wir ab, weil wir eben so froh sind, daß Neuß und Düsseldorf sich nun schon seit geraumer Zeit gut vertragen, und man kann nicht wissen, wie es werden wird, wenn man bewaffnet sich gegenüber steht. Angesichts einer so hohen zu vergebenden Würde, wäre ja unsere Hand noch fester und das Auge noch sicherer! Im „Tell“ heißt es, glaube ich:

„Hier gilt es, Schütze, Deine Kunst zu zeigen!“

Das Ziel ist würdig, und der Preis ist groß!“

Außer Konkurrenz wollen wir Neuß zeigen, was wir können; innerhalb des gewichtigen Wettbewerbes aber wollen wir lieber resignieren und fotografieren. Das schmälert nicht den Dank dafür, daß wir gebeten waren, an den höchsten Ehren teilzunehmen, die Düsseldorf in der Schützenfestzeit zu vergeben hat.“

Diaz.



Ein Kaiserpalast als Mietskaserne

Die dalmatinische Küste ist reich an Erinnerungen an die Zeit der römischen Imperatoren. Das wundervollste Bauwerk aus der Zeit der römischen Antike befindet sich in der süd-slawischen Küstenstadt Split, der größten Stadt Dalmatiens. Split liegt malerisch und bezaubernd auf einer Halbinsel. Zur Römerzeit hieß es Salona.

Dieses Bauwerk, das jahrein, jahraus von zahllosen Fremden besucht wird, ist der Palast, den der römische Kaiser Diokletian um das Jahr 300 erbauen ließ. Dieser letzte römische Imperator war selbst Dalmatiener von Geburt. Mit seinen Säulengängen und Hallen stellt dieser Kaiserpalast eines der monumentalfesten Römerdenkmäler dar. Der Kaiserpalast Diokletians ist nun neuerdings in eine richtige Mietskaserne umgebaut worden, die an 3000 Menschen Unterkunft bietet. So schreitet das Leben über die Vergangenheit hinweg.

Fahrten auf deutschen Mittelgebirgsbahnen

Immer mehr kommt neuerdings mit dem Siegeslauf des Autobusses als Verkehrsmittel für weite Fahrten der Glaube auf, man könne Landschaften nur wirklich vom Reiseautobus aus genießen. Wieviel aber der durchschnittlichen Autobusse können dem Reisenden die Möglichkeiten des Eisenbahnverkehrs bieten, die Landschaft zu besichtigen? Vor allem etwa dann, wenn, wie es vielfach bei Gebirgsfahrten der Fall ist, im Sommer der Zug sich aus Aussichtswagen mit Plattformen zusammensetzt. Es ist an der Zeit, auch einmal das Lob deutscher Gebirgsfahrten auf Eisenbahnen zu singen und dabei vielleicht auf einzelne Strecken hinzuweisen, die zu den schönsten gehören.

Millionen kennen die herrliche Fahrt im Eisenbahnwagen den Rhein entlang von Bonn bis Frankfurt, mag man nun auf dem rechten oder dem linken Ufer fahren. Derartige Fahrten haben ja eigentlich immer den Vorteil, daß auf der einen Seite die steile Wand des Gebirges liegt und auf der anderen die Talseite. Nicht nur die Rheinfahrt aber geniest mit vollem Recht so hohen Ruf, sondern ebensosehr die Schwarzwaldbahnen von Freiburg nach Tuttlingen und von Offenburg nach Balingen.

Hier darf man nicht die Fahrten entlang der Werra und Elber, am Neckar, auch nicht die Erzgebirgsreise vergessen. Aber unsere kleine Liebe gehört nun einmal anderen, abseitigen Bahnen, wenn wir von den vielen kleinen Zweigbahnen schweigen wollen, die unser Vaterland in großer Zahl aufweist.

„Moselfahrt aus Liebestummer“, nennt einer unserer besten Schriftsteller seine entzückende Novelle, die uns die Fahrt die Mosel entlang mit hinreichender Kunst schildert. Man braucht aber nicht aus Liebestummer noch aus ungefühltem Weinbrenn die gesegneten Gehänge der Mosel entlang zu fahren. Es genügt schon, im Frühling oder Sommer die Moseltalbahn entlang zu „bummeln“. Jawohl, „bummeln“! Das „Bähne“ steuert unentwegt und behäbig mitten durch die Landschaft, bald durch Flußniederungen, bald eingeklemmt zwischen Landstraße und steilen Gehängen. Und niemals hören auf beiden Seiten die Armeen der Rebhölzer auf, niemals die freundlichen Winzerhäuser, die Wildhöfe und Kapellen, die Burgen und Ruinen auf stolzer Höhe, die schiefergedachten trübsigen Kirchtürme am Ende fast jeder Biegung. Und man liest alle die Namen, die man voller Ehrerbietung und Sehnsucht auf den Weinarten großstädtischer Restaurants überblättert. Das Moseltal steht in einer ganz anderen Beziehung zu dieser Eisenbahn, als sonst das Landvolk zur Eisenbahn haben mag. Sie fährt mitten durch ihre Dörfer, beinahe noch intensiver als es die Landstraße vermag. Jeder kennt beinahe jeden, der damit fährt, und den Fremden im Ausflugsabteil betrachtet man mit wohlwollender Neugier, vor allem wenn er außerhalb der großen Reisezeit kommt. Zuweilen steigt ein rundlicher, Gemütslichkeit ausstrahlender Weinbauern ins Abteil oder ein alter Moselpfarrer, deren Weinkenntnis mit Recht berühmt ist. Wenn löst diese einzigartige Landschaft, diese Vergangenheit und die Erinnerung an gegessene Weine nicht sofort die Zunge...?

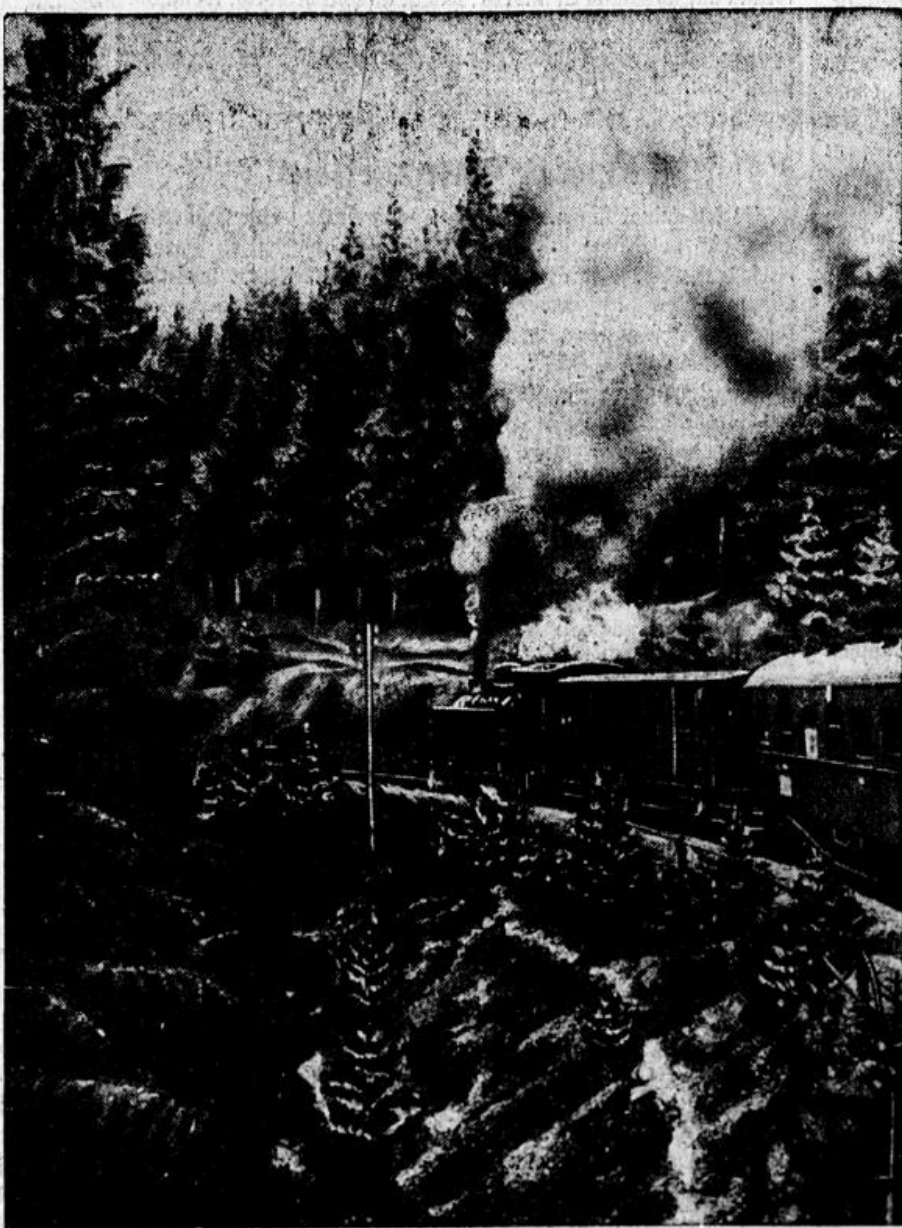
Und dann muß man noch einer zweiten Fahrt gedenken, die ganz anders ist. Wer kennt schon im Westen, im Norden und Süden Deutschlands die „Sudetenbahn“, wie man sie nennen sollte, die Strecke von Chemnitz über Glatz nach Görlitz? Wer kennt überhaupt die schlesischen Berge, die ja schließlich auch östlich der Elbe liegen? Die Reichshauptstadt weht um ihre Schönheiten. Für den Schleier des Hochlandes sind sie der bestimmt einmal im Leben verwirklichte Traum. Jemand etwas wagt im Menschen des Tieflandes auf, wenn er die Vorposten der großen Gebirgszüge, den Rosten im Norden und die Bischofsstope im Süden, die Landeskronen bei Görlitz am Horizont auftauchen sieht. So hat er sich immer einen Berg vorgestellt, so steil und so hoch erhoben über der Landschaft! Nur der Kaiserstuhl am Rhein ist damit zu vergleichen.

Jedem gibt es in Deutschlands Mittelgebirgen eine Straße, die sich an Länge und an unvergleichlichem Wechsel der Eindrücke vergleicht. Diese ist die Eisenbahnfahrt von Passau über Regensburg nach Garmisch. Der steile Reisedurchschnitt bei Regensburg, die bizarren Sandsteinformationen der Heuscheuer, die dunklen Wälder des Eulengebirges und des Waldenburger Berglandes! Unterbrochen Landschaft und geschäftige Industriezentren dicht nebeneinander! Und dann die großartige Fahrt am Fuße des Riesengebirges entlang, mit dem tief bis in den Frühling hinein schneebedeckten Gipfeln. Sie steigen wie eine dräuende Wand fast plötzlich vor uns auf, 1200 bis 1600 Meter hoch. Das bloße Auge erkennt die fahlen Wälder, die Moore und

Wiesen, die ununterbrochen den Blick der unzähligen Kur- und Baderste an seinen Hängen. Am Schluß der Ausflugsfahrt nach der Elbe auf das Riesengebirge nach der steilen Kuppel der Landeskronen bei Görlitz. Eine Fahrt, die mit dem Kaiserstuhl von Glatz nach Görlitz allein über drei Stunden dauert.

Deutschlands Mittelgebirge sind vielgestaltig wie die feinen anderen Landes. Aber mag die dunkle, geschlossene Schönheit des Schwarzwaldes unerhört in ihrer Bucht sein und dem Blick, den ihr der Wald über das Oberrheintal gibt, mag die Linie des Thüringer Waldes an Harmonie

vorübergehen haben, der beinahe grandiose Wechsel der Eindrücke der Sudetenfahrt findet nicht seinesgleichen! Und um diese schiefliche Landschaft liegt etwas vom beinahe tragischen Hauch der Grenzstadt, der großen Scheidelinie, die Abnung der hemmungslosen Weiten im Osten im Gegensatz zur wohlbehüteten Begrenztheit der anderen deutschen Gebirgslandschaften. Aber überall schlägt uns der treuerzogene Dialekt der Schleier entgegen, künden die Zwiebeltürme den deutschen Barock und die sauberen, schneeweißen Dörfer jene Stellungen, die immer seit uralter Zeit die Kennzeichen deutschen Volkstums tragen...



Mit dem Bähnchen in die Berge

Photo: Hittner.

Der Irrtum des alten Ansförge

Heitere Skizze von Richard Blasius.

Der Kleinbauer Ansförge, der in den Sechzigern nicht mehr viel zu haben hatte, hauste mit seinem einzigen fast gleichaltrigen und dazu noch halblauben Knechte in seinem abseits gelegenen Gutlein.

Vom alten Ansförge wurde jetzt in diesem Augenblicke wieder einmal in der Schenke gesprochen. Saß da dem Wirt ein fädelich gekleideter Mann gegenüber, der den Dorfleuten nicht unbekannt war. Der Volksmund hatte ihm allerhand unsaubere Spitznamen angehängt, von denen „Krautwattendreh“ noch der harmloseste war. Der Mann hieß Franz Niederhäger und war ein Hansbambur in allen Gassen, wo es durch Geschäftspraktiken von zweifelhafter Sauberkeit etwas zu verdienen gab.

Der alte Ansförge sah hinter dem Ungeheuer von Kachelofen und hielt einen Brief vor sich hin, aus dessen Inhalt er nicht ganz klar wurde. Die Augen des Alten schloßen grimmige Blitze. Und das war kein großes Wunder, wenn einer da so einen vermalenden Witz vom Finanzamt vor sich hatte. „Die Räuber, die elendigen“, fluchte er wütend, „wenn mir nur einer von denen zwischen die Finger käme!“ Dumpf ließ er seine derbe Bauernfaust auf die Ofenbank krachen. Fingern glitten seine Blinde durch die Fenster über das Feld. Da sah er einen Brillenträger, mit langem Gummimantel über dem Arm, daherschlappen, gedankwegs auf sein Anwesen zu.

Bringt's da schon so einen vermalenden Spitznamen, war Ansförge erher Gedanke. Wagt, Dir will ich's eintun! Bald saßen sie sich gegenüber, der Fuchs Niederhäger, der vorsichtigerweise seinen arüchigen Namen nicht genannt hatte, und der misstrauische, alte Ansförge, der genau zu wissen glaubte, wessen Geistes Kind sein Besucher war.

Als Niederhäger seine goldene Brille mit einem seidenen Tuch wusch, brachte er das Gespräch so ganz von ungefähr auf die Bauernmöbel.

„Ah, schaut's da her!“, dachte Ansförge. Auf die also habt ihr Herren Finanzler die Augen geworfen.

„Naja“, sagte er gedehnt, „lauter altes Gerümpel! Nicht den Schmettlerling wert, den der Gerichtsvollzieher dran kleben könnten. Was könnte auch noch dran sein, an dem Zeug? Hundert Jahre alt und immer im Gebrauch gewesen. Es wäre Zeit, daß einer Feuerholz draus machte. Aber man muß doch nun einmal einen Schrank und ein paar Truhen haben. Wenn ich's verkaufen wollte, gab' mir keiner fünf Mark dafür.“ Dabei wusch er aber sehr gut, daß die Sachen ihren schönen Liebhaberwert hatten.

Niederhäger war voll gieriger Freude. Hier schien er also an die richtige Schmelde gekommen. Das versprach, ein Geschäftchen zu werden, wie er es liebte.

Das gab dem Bauer einen Ruck. Dieser Kerl da vom Finanzamt mußte ein ganz besonderes Gerissen sein und sich einen ganz neuen Geschäftstypus ausgeklügelt haben. Sie redeten nun ein Langes und Breites hin und her, und schließlich bat Niederhäger, die Sachen anschauen zu dürfen, was ihm bereitwillig gewährt wurde. Als er aber in der kleinen Stube des Obergeschosses vor der buntbemalten Herdtlichkeit stand, schlich Ansförge hinaus, schloß die Tür hinter sich zu und hatte noch ein kurzes Zwiegespräch mit dem Knechte. Dann ging er schnurstraks ins Wirtshaus.

So hatte man dort den Alten seit Jahren nicht mehr gesehen. Mit pfiffigem Lächeln saß er hinter dem Glas und hatte Bedenken an den Hosen. Freitag nachmittag war er gekommen. Zwei Nächte durchschlief er seine Wirtshäuser gleich in der Schenke aus, und Sonntag abend sah er noch immer dort, bis endlich einer die Anwesenden vom der Kunde auf die Weine brachte, vom Ansförgegelein drängen Hilferufe herüber.

Da erzählte der Alte kühnend seinen

Schwanz und forderte damit helles Gelächter heraus. Nur der Bürgermeister wurde bedenklich und machte Ansförge klar, daß er sich eine böse Suppe eingebracht habe, und wohl wegen Freiheitsberaubung belangt werden müsse.

Der Eingesperrte hatte unterdessen Folterqualen ausgestanden, vor Hunger und Durst getobt und seine Hilferufe nach dem Dorf hinübergeschallen lassen. Alles vergebens! „Himmel“, rief der Bürgermeister, als er den Wütenden aus der Kammer zog, „der Niederhäger!“

„Was?“ schrie Ansförge, „ist das, den sie den „Krautwattendreh“ heißen?“

„Sie, Sie“, ächzte der Erschöpfte, „ich tu Sie verklagen.“

„Du wirst Dich hüten“, schnauzt ihn der Bürgermeister grob an, „und froh sein, wenn Du kein Gericht von innen mußt.“

Ansförge machte ein langes Gesicht und meinte verschämt: „Na, bei dem Niederhäger bin ich ja trotzdem an keinen Unschuldigen gekommen.“

Als das Kammerbild vom Hofe gewandt war, zeigte Ansförge dem Bürgermeister den Brief vom Finanzamt, den er sich nicht deuten konnte.

„Ja, was willst denn?“ sagte das Oberhaupt verwundert, „da drin steht, daß Du die Steuern, die Du voriges Jahr zuviel bezahlt hast, binnen drei Wochen zurückerst.“

Behaglichkeit und Bummelzug

Von Jörg Behler.

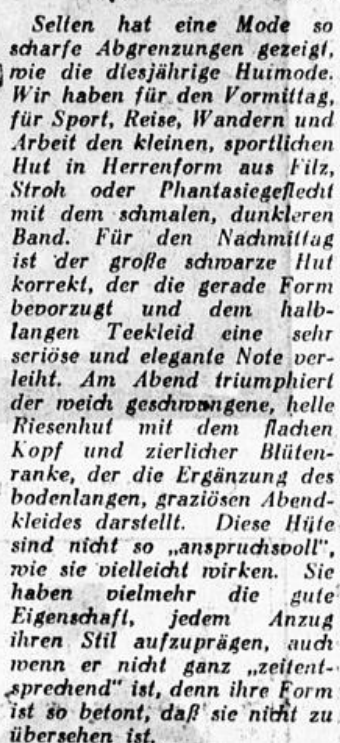
Bummelzug! Welch ein häßliches Wort für ein Idyll, das Gott sei Dank noch nicht ausgestorben ist. Flugzeug, Luftschiff, Rennauto und Schienenzeppelin, das sind gewiß alles Dinge, die wir gar nicht wieder aus der Welt schaffen wollen. Sie ermöglichen uns eine Erlebnisweite, an die früher kein Sterblicher zu denken wagte. Aber kommt es wirklich nur auf die Menge des Erlebten an?

In der Steigerung des Lebensstempes und der Erlebnisweite liegt zugleich eine große Gefahr. Die ewig Geagelten bleiben an der Oberfläche der Dinge und gehen der Erlebnisstufe verlustig, die in der Hand nicht gedeiht. Aber die Gegenwart ist noch nicht so arm an hübschen Behagen, daß wir uns nicht zur Behaglichkeit zurückfinden könnten. Und wer heute in rechter Stimmung eine Bummelzugfahrt erlebt, vergißt das Rasttempo über das Schneefeld, das Zuges nach Klein-Kleinsdorf, denn er erlebt endlich einmal wieder eine Eisenbahnfahrt mit der Zeitlupe und hat die Möglichkeit, in die Tiefe der Dinge zu schauen.

Wie oft hat man es schon fast schmerzhaft empfunden, wenn ein Zug durch eine besonders anmutige Gegend geradezu gefühllos hindurchrauscht. Das gibt es hier nicht. Gemächlich zieht die Landschaft an unseren Blicken vorüber, rückt dichter und dichter heran an die Bahn und spricht: „Genieße mich! Dort sehen wir die Bauern bei der Arbeit und können jeden einzelnen erkennen; hier bilden wir in einen Garten und freuen uns seiner schönen Pflege. Ja, wir haben Zeit genug, dabei zu denken, daß dieser schöne Garten auch ein schönes Menschengut in sich bergen mag. Wir haben Zeit! Das ist der wahre Reiz der Fahrt im Bummelzug. Wir können, wenn wir wollen, das Fenster öffnen und den Menschen am Bahndamm einen frohen Gruß rufen, ohne daß der Gegenzug vom Draußen des Zuges verdrängt wird. Wir können nach einem schönen Waldwinkel Umschau halten, ohne daß er schon längst unseren Blicken wieder entschwunden ist.“

Behaglichkeit und Bummelzug, das sind zwei Worte, die zusammengehören, und wer das Erlebnis des Bummelzuges mit einer wirklich behaglichen Bummelzeit in sich aufnimmt, dem wird eine solche Fahrt zu einem wunderbaren tiefen Atemholen in der sonst nie ermüdenden Hast der Gegenwart. Das „Bimbimbim“ der Glöde der Kleinbahn ist eine gar liebliche Musik, die uns einige Meterhundert schon verloren geglaubter Romantik untermannt. Auf dem Weg, ein Wort, das die Gegenwart haßt, wird hier zum Genuß. Da kann man aussteigen und steht mitten in Gottes schöner Welt, blüht auf waldgedrängte Gipfel und in sommergrüne Täler.

Es sollte sich jeder gern einmal einem Bummelzuge anvertrauen. Er lehrt uns das behagliche Schauen. Wir gewinnen an den kleinen Dingen wieder Interesse, die im Grunde genommen genau so wichtig sind wie die großen, von denen manchmal mehr Besens als nötig gemacht wird. Abseits der Hauptstraßen des Verkehrs lebt ein großer Teil unseres Volkes an der Kleinbahn. Sie nehmen sich über den engen Bezirk ihrer Heimat kaum hinaus, wenn ihn auch nur ein Bummelzug mit der großen Welt verbindet. Der Masse des Lebens stellen sie eine Erlebnisstufe gegenüber, die wir ewig vermissen und erst wiedererlernen müssen. Eine Fahrt im Bummelzug ist dafür eine köstliche Arznei, die in uns den Sinn für das Idyll und die Epikope wiedererweckt.



Rezepte für verregnete Ferientage

Wir brauchen uns im übrigen nicht auf die Fruchtsäfte zu beschränken. Ein folgliches Erfrischungsgetränk besteht aus einem Theil Bermuth und zwei Theilen Selters: der berühmte italienische Aperitif.

Dann haben wir Eistremesoda, nichts anderes als ein Löffel Eis, Vanille- oder

Ralte Grillees

mit Zusatz von Zitronen oder Obstsäften sind ebenfalls Erfrischungsgetränke, die viel zu wenig beachtet werden. Auch Honig verleiht manchen dieser Tees, wie zum Beispiel dem Pfefferminz- oder dem Lindenblühtee, einen aromatischen Wohlgeschmack. Bei Bereitung von Heiltee rechnet man immer einen Teelöffel voll Tee auf einen Viertelliter kochendes Wasser. Man tut die Kräuter in ein Porzellangefäß, deckt sie fest zu und gießt den Tee durch ein Sieb, nachdem er fünf Minuten gezogen hat. Aus Tees aus Wurzeln oder Rinden werden gesiebt (durchschnittlich zwei bis drei Minuten bei kleiner Flamme).

Wir brauchen uns im übrigen nicht auf die Fruchtsäfte zu beschränken. Ein folgliches Erfrischungsgetränk besteht aus einem Theil Bermuth und zwei Theilen Selters: der berühmte italienische Aperitif.

Dann haben wir Eistremesoda, nichts anderes als ein Löffel Eis, Vanille- oder

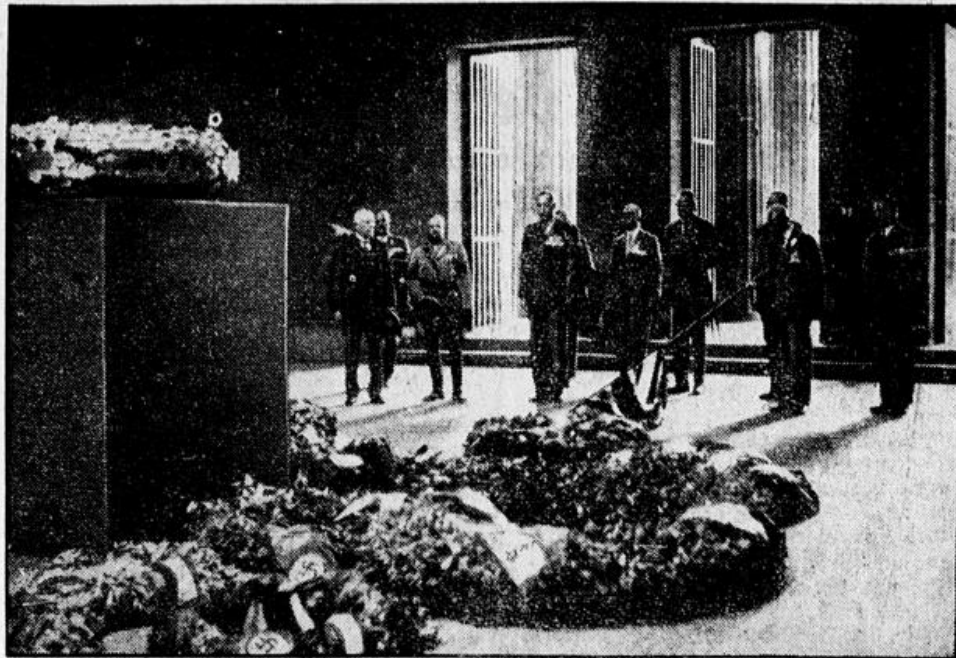
**Wir handarbeiten
auch im Sommer!**

Schwierige und empfindliche Handarbeiten, die viel Geduld erfordern, sind für die heiße Jahreszeit gewiß ungeeignet. Aber es gibt soviel lustige und praktische Arbeiten: beispielsweise einen lose und leicht gehäkelen, farbigen Umhang für leichte Sommerkleider mit dazu passendem Hüthen, Reisekissen und Buchhüllen aus farbigem Bast, Gürtel und Huthänder aus gleichem Material, Gartengerätenuren und Deckchen aus Bast oder Leinen mit einfacher Auszierarbeit geschmückt und Leinenschals sowie Handtaschen und Handschuhstulpen aus Leinen, übereinstimmend mit ganz einfachen, bunten Mustern bedeckt. Frohe und praktische, sommerliche Handarbeiten!



Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Die britischen Frontkämpfer im Ehrenmal.

Zu Ehren der Gefallenen des Weltkrieges legten die britischen Frontkämpfer, die zu einem Besuch in der Reichshauptstadt einzusehen, im Ehrenmal unter den Linden einen Kranz nieder.

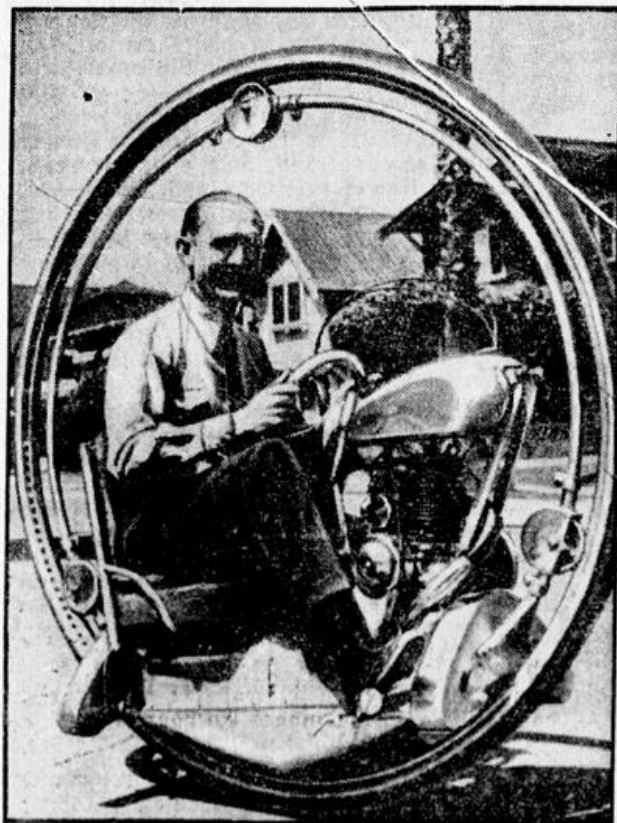
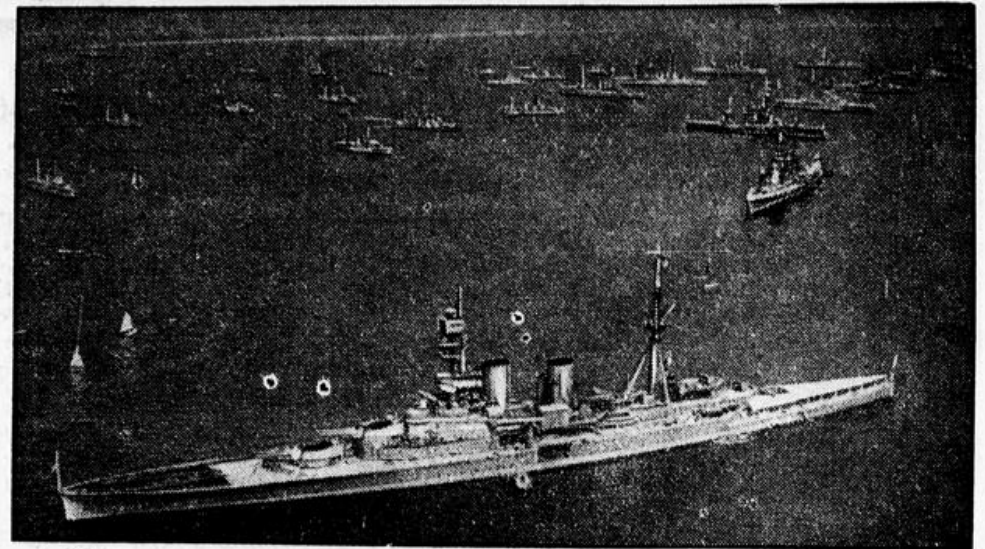
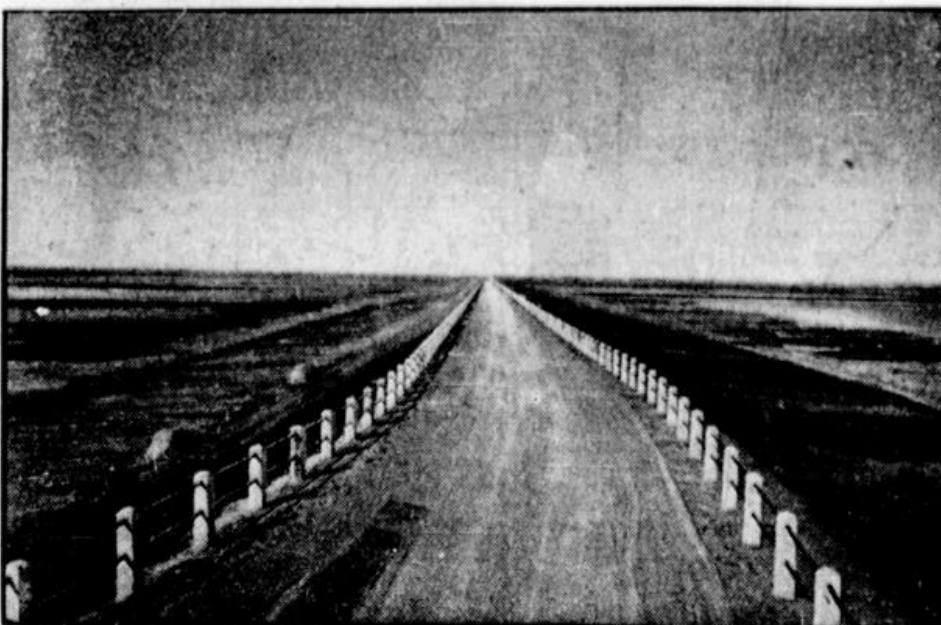


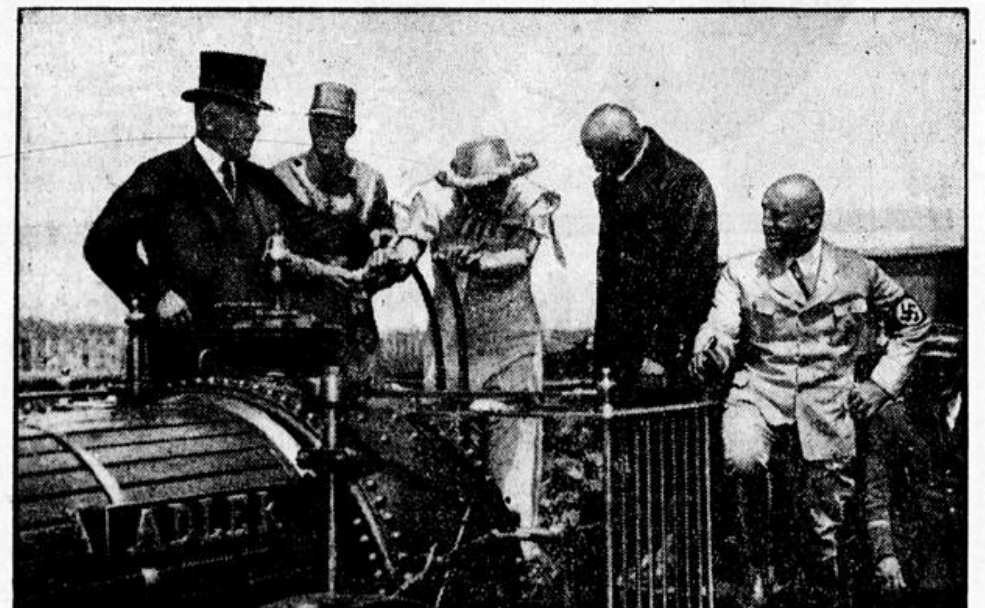
Bild links:
Einrad-Motorrad, das neueste aus Amerika.

Walter Wilson, ein bekannter Ingenieur aus Los Angeles, hat dieses Einrad-Motorrad so weit vervollkommen, daß es jetzt eine gewohnte Erscheinung im amerikanischen Verkehr werden wird. Das Rad kann mit Sicherheit auch größere Geschwindigkeit fahren.

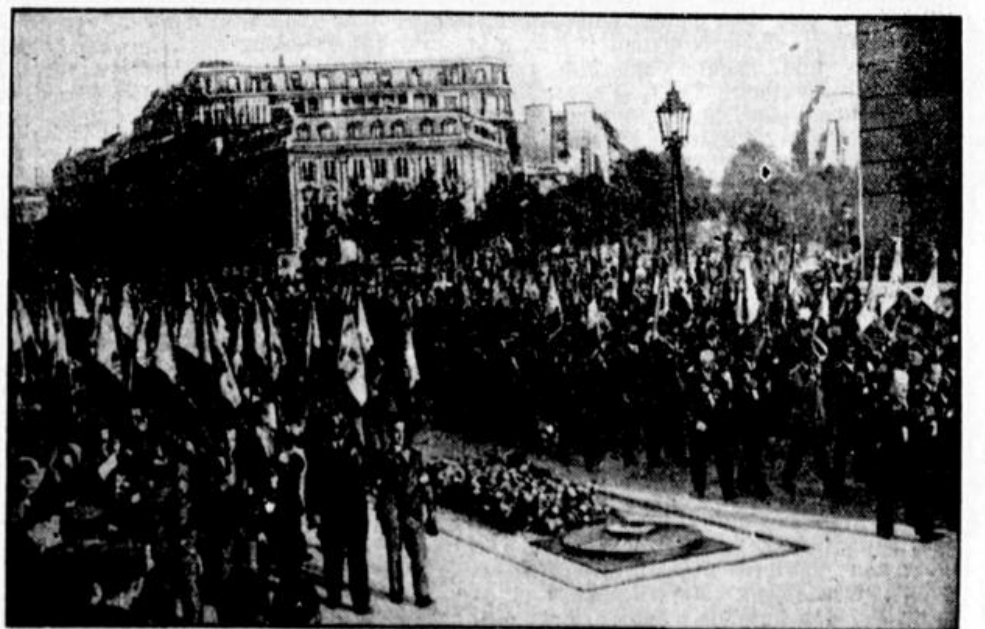
Bild unten:
Nicht Wachen Soldat.
Eine Aufnahme von der Ausbildung der Ersatzreserven: „In wieviel Teile zerfällt das Gewehr 98?“



Die Auffahrt der britischen Flotte.
Eine Flugzeugaufnahme der britischen Flotte in Spithead, wo die große Flottenparade vor dem König stattfindet.



Jubiläumsfahrt auf der 100 jährigen Ludwigsbahn.
Links der Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft Dr. Dörpmüller, in der Mitte am Führerband die Gattin des Oberbürgermeisters Diebel (Nürnberg) und ganz rechts Gauleiter Streicher auf der Ludwigsbahn. Genau wie vor 100 Jahren durchfuhr der „Ablar“, die naturgetreue Nachbildung der historischen Lokomotive, das Ausstellungsgelände in Nürnberg.



Der 14. Juli in Paris.
Der Aufmarsch der Feuerkreuzer mit ihren Fahnen am Grab des Unbekannten Soldaten. Die Demonstrationen zum französischen Nationalfeiertag verliefen ohne Zwischenfälle.

Bild links:
Neulandgewinnung im nationalsozialistischen Deutschland.

An Anwesenheit sämtlicher Parteiformationen und zahlreicher Ehrengäste fand durch Gauleiter und Oberpräsident Lohse die feierliche Einweihung des Nordstrand-Dammes an der Schleswig-holsteinischen Küste statt. Durch diesen neuen Verkehrsweg vom Festland zur Insel wird die große Marschen-Insel Nordstrand wirtschaftlich dem Mutterland erschlossen. Unser Bild zeigt einen Blick auf den eröffneten Damm.

Bild rechts:

„Jubiläum“ lißt Hudepad.
Die Affenmutter Voo-Voo im Londoner Zoo nimmt ihr Dinges, das am Tage des Regierungsjubiläums geboren und deshalb „Jubiläum“ getauft wurde, auf den Rücken, weil es vom vielen Gernüßkneten müde geworden ist.



M

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Da Monate geschäftlich sein für

Spielplatz der Jugend

Mädels nehmen ihr Leben in die eigene Hand

Von Eva Leiser

Das Haus da unten im Schwarzwald, das seit Monaten leer stand, hat es sich nicht träumen lassen, wie geschäftig einige Dutzend Mädchenarme schäftig tätig sein können, wie sie fast aus dem Nichts etwas Brauchbares zaubern und endlich ein Werk auf die Welt stellen, das zu Ruh und Frommen von Hunderten sich bewährt.



Tagelang gab es allein mit dem Säubern und Putzen zu tun. Lächer mußten ausgegipft, Wände neu gestrichen werden. Geschneuert wurde, daß auch kein Staubkorn mehr im Hause blieb. Dabei klang frischer Gesang durchs ganze Haus und hallte herrlich an den leeren Wänden. Aber dann kamen Möbel an, einfache Tische, Stühle, Betten und Schränke. Da standen sie und sahen verzweifelt nach sich aus. So ging das nicht. Also besorgte man Sätze haufenweise, wusch sie, färbte sie bunt ein, nähte darauf Tischdecken und Kissen, hing sie vor die Fenster und — siehe da — das ganze Haus hatte ein einheitliches, modernes Gepräge bekommen. Einige Käufer, aus Hildesheim gekommen, verdeckten die Mängel des eigenhändig vorgenommenen Anstrichs, und damit war das letzte Geleit; die Besucher konnten kommen.

Und sie kamen. Jungarbeiterinnen erlebten hier ihre Freizeit. An zweihundert schon sind durch das Haus gegangen, haben sich ein paar Wochen darin aufgehalten und sich frische Wangen und frischen Mut geholt. Die Mädels, die das Ganze schufen, besorgen die Bedienung, die zum Besten aller Beteiligten in einer Zusammenarbeit besteht, welche jeder Besucherin eine neue Welt aufgehen läßt.

Sie alle, diese jungen Besucherinnen, die aus der Stadt, aus dem Kontor und der Fabrik herkommen, haben ja so wenig Abkühlung, wieviel Freude Arbeit machen kann. Sie sind froh, ihrer Tätigkeit hinter der Schreibmaschine oder im Packraum zu entziehen und haben das unbescholtene Gefühl, daß Arbeit ihnen ist, der Druck, etwas zu tun, wozu man im Grunde gar keine Lust hat. Und wenn sie sich aus ihrer eigenen Einbildungskraft heraus vorstellten, wie sie ihre Zeit einsteilen würden, wenn dieser Zwang nicht bestünde, dann kommt ein richtiges Chaos heraus, in dem sich Kine, Sport, Schmökern, Aus-schlafen, Schaulustverbrechen wunderbar mischen. Vor der Hausarbeit haben sie fast alle ein geheimes Grauen, denn darin leben sie erst recht einen Druck — „... alle Tage daselbe, und kein Mensch ist zufrieden mit dem, was man gemacht hat, und von morgens bis abends hört die Arbeit nicht auf, und der Geruch vom Kochen und die schlechten Hände vom Scheuern und Abwaschen ...“ — das sind so

einige Ansichten über den Beruf der Hausfrau, nach dem sich doch eigentlich alle sehnen sollten.

Wenn sie aber hier diese zuerst mit Wasserputzen angefangene Hausfrauenarbeit zusammen mit den anderen verrichten, eine für die andere tätig, zusammen lernend, dann werden sie bald anderen Sinnes. Sie erkennen, daß es ganz andere Freude bereitet, für die Hungerigen draußen das Essen zuzubereiten und sich an ihrem Appetit zu ergötzen, als Geschäftsbüro zu schreiben oder Adressen auszufertigen. Die Schönheit der gepflegten Hand beginnt da bald eine andere Rolle zu spielen, und die Sorge um die zierlich geordneten Tücher tritt bedeutend zurück gegenüber dem behaglich gedeckten Tisch oder dem sachgemäß geheizten Ofen.



Der Urlaub ist nicht lang, und anstatt der erwarteten freien Zeit, die mit einem Chaos (siehe oben!) ausgefüllt wird, tritt nur neue Arbeit an die Mädels heran. Aber diese Arbeit wird zur Offenbarung. Die Praxis dieser kurzen Wochen ist die beste Belehrung, die man sich nur wünschen kann. Denn die Sucht nach einem städtischen Nichtstuerleben liegt ja nur den wenigsten im Blute. Sie ist meist irgendwie angelesen und entspricht völlig untreuen Vorstellungen. Die allermeisten dieser Mädels sind gesund genug, um die echten Instinkte zur Hausfräulichkeit und Tätigkeit schnell erwachen zu lassen und sie auf eigene Faust weiter auszubilden.

Hochstapler der Wissenschaft

Durch einen merkwürdigen Ehrgeiz stürzte sich der frühere Rechtsanwalt Dr. Vachler ins Unglück. Diefem sonderbaren Zeitgenossen genügte sein Erfolg als Anwalt und sein Dasein als schlichter Bürger nicht. Er wollte von sich reden machen und schlug, um dies zu erreichen, einen ebenso unständlichen wie sonderbaren Weg ein. Er reiste nach Südamerika und verbreitete unter seinen Bekannten, daß er wissenschaftliche Forschungen bei einigen Indianerstämmen des Gran Chaco anstellen wolle. Als er nach vielen Monaten zurückkam, beladen mit Photos und selbstgedruckten Filmen, brachte er auch einen Stapel Manuskripte mit, die zu einem Buch über seine Expedition verarbeitet werden sollten. Er wandte sich an einen schriftbegabten Mann und trug ihm auf, die Manuskripte zum Druck anzubereiten. Als dieser aber sich in die Lesart vertiefte, stellte er fest, daß Vachler geschickt mehrere Reiseberichte und Beschreibungen anderer Forscher — abgeschrieben und zusammengestellt hatte. Bei einem Vortrag Vachlers kam es zu einem Skandal, man beschuldigte ihn laut und öffentlich des Plagiaten und der Hochstaperei. Eine Klage, die Vachler antwortete, endete mit seiner Niederlage, denn man wies ihm nach, daß er nie im Gran Chaco gewesen sei, sondern sich nur in einigen großen Städten Südamerikas aufgehalten hat. Dr. Vachlers Name geht nun wirklich durch die Offent-



Schildkrötenritt

Vati, Kurt und Ilse spielen.

Kurt und Ilse Ferienvergnügen besteht vor allem darin, daß sie endlich einmal dazu kommen, sich mit Vati so recht zu tummeln. Vati ist ein sehr beschäftigter Geschäftsmann, er muß früh fort von Hause und kommt erst abends um sieben Uhr zurück, und dann müssen die Kinder ins Bett.

Aber in den Ferien, da nimmt sich Vati auch Urlaub und dann ist es herrlich. Vati geht mit den beiden spazieren, die seine Mutter mehr haben und ihren Vater über alles vergöttern, er erklärt ihnen jede Blume, nennt ihnen jeden Singvogel, spricht plattdeutsch mit den Bauern — er ist ja auf dem Lande aufgewachsen —, und wenn er mit den beiden in Wald und Feld umherwandert, wird er selbst zum Jungen, der seine beiden Kinder herrlich verführt. Auf dem Hofen im Obgarten wird dann mit Vati gespielt. „Schildkrötenritt“ gespielt. Vati läuft auf allen Vieren. Ilse steht auf seinem Rücken und Kurt spielt das wilde Raubtier, das gegen die beiden wilde Angriffe unternimmt. Ilse hält sich tapfer, aber immer wieder geschleicht es bei einer unvernünftigen Wendung, daß sie herunterpurzelt. Früher war es noch schwieriger gewesen, oben zu bleiben, da genügte es schon, wenn Vati einmal in Trab oder Galopp fiel, und schon purzelte das Fräulein Tochter. Oder ist es nicht noch schöner, wenn sie alle drei im klaren See baden gehen? Ilse soll in diesem Jahre schwimmen lernen, sie ist doch schon acht Jahre alt. Bis dahin ging das Baden so vor sich, daß nur Vati und Kurt hinausschwammen, Ilse saß dabei rittlings auf Vatis Rücken und sang mit ihrem dünnen Stimmchen dazu das Lied vom „wildem, wilden Wassermann“.

Ein Vorwurf schmerzt oft mehr

als eine offene Wunde;

doch keiner schmerzt so sehr

als der aus eigenem Munde.

Sportspitter.

Die Fußballkugeln des Bundes Schützen, die vom Deutschen Fußballbund 1936 zu den Olympischen Spielen eingeladen werden, müssen im Besitz des Reichsjugendabzeichens sein.

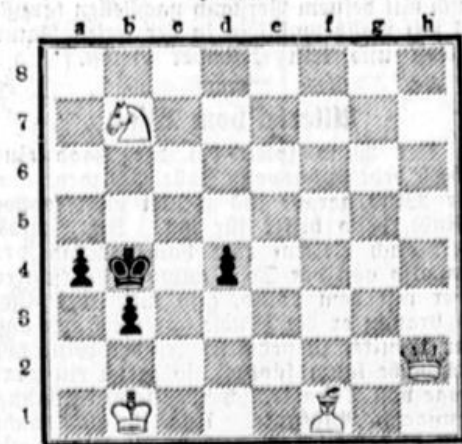
lichteit, wie sein Ehrgeiz es sich wünschte — leider aber anders, als er es sich vorgestellt hatte.

Trichinenfrei, aber auch getraut?

Niel zu lachen hatten die Bewohner eines kleinen holländischen Fischerortes in der Nähe von Amsterd. Dort übte der Bürgermeister außer seinen Magistratsämtern auch die Tätigkeit des Fleischbeschauers aus. Nun aber geschah es — vielleicht war die Hitze daran schuld —, daß dieser Tage ein junges Ehepaar beim Verlassen des Rathauses sich selbigen Trauschein besah, aber zu seinem Entsetzen feststellte, daß der Bürgermeister die Stempel verwechselt hatte und ihm mit diesem amtlichen Symbol nur bescheinigt hatte, daß sie beide gesund und trichinenfrei seien. Als daraufhin noch andere Paare, die der Bürgermeister im Laufe der Jahre getraut hatte, sich ihre Trauscheine ansahen, stellte es sich heraus, daß dieser Irrtum noch dreimal vorgekommen war. Nun herrscht bei einigen sehr streng denkenden Bewohnern des Städtchens die Befürchtung, daß solch ein Trauschein nicht gültig sei und diese Paare also in wilder Ehe zusammenlebten. Die meisten anderen dagegen begnügen sich damit, die Angelegenheit von der komischen Seite zu betrachten.

Schachaufgabe

Netze



Matt in zwei Zügen

Kontrollstellung: (8 Figuren). Weiß (4 Figuren): König b1, Dame b2, Springer b7, Läufer f1. — Schwarz (4 Figuren): König b4, Bauer a4, b3, d4

Die erfolgreiche Werbung.

In einem orientalischen Märchen wird erzählt, daß eine männliche Prinzessin sich unerwünscht freier durch eine unlösbare Aufgabe vom Hase hielt. Stellte sich ein Bewerber ein, so wurde er in ein dunkles Zimmer eingeschlossen, in dem nur ein Tisch stand. Auf dem Tisch stand eine Schale, in der sich ein Gemisch von einem halben Liter schwarzen und weißen Mohntönen befand. Die Aufgabe für den Belästigten bestand nun darin, die Mohntöne nach ihrer Farbe in zwei auf dem Tisch stehende kleinere Schalen zu sortieren. Wenn nur ein einziges Korn sich in der falschen Schale befand, wurde der Belästigte ohne Gnade hingerichtet.

Die Unlösbarkeit dieser Aufgabe sprach sich natürlich bald herum. Der alte König, der außer seiner Tochter keine Kinder hatte, fürchtete daher das Aussterben seines Geschlechtes. Wie Vermählungen, die hundertjährige Prinzessin fehl, so daß nur ein Wunder den Wunsch des Königs erfüllen konnte.

Da erschien eines Tages im Palast des Herrschers ein Jüngling, dessen Erscheinung das Herz des alten Königs so gefangen nahm, daß er ihn sofort als Schwiegersohn angenommen hätte. Vor der Schönheit des Jünglings verlor auch plötzlich die Mäuerlichkeit der unabherrschbaren Prinzessin. Wäre sie nicht durch einen Schwur gebunden gewesen, hätte auch sie gern auf die Probe verzichtet. Dem König bangte vor dem unheilvollen Schicksal des Jünglings, deshalb warnte er eindringlich, von seinem Verlangen abzusehen. Inzwischen bestreite er, irgendeinen Ausweg zu finden, der die Schwierigkeiten beseitigte.

Der Jüngling lehnte aber stolz die Warnung des Königs ab und bestand darauf, sich sofort der Probe zu unterwerfen.

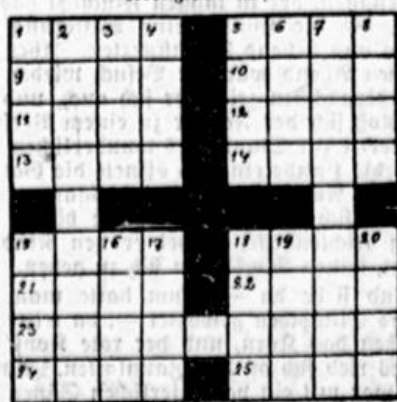
Nach seinem Willen führte man ihn sofort in den dunklen Raum und schloß ihn ein. Das Stundenmaß war noch nicht abgelaufen, als der Jüngling schon ein Zeichen gab, daß er mit der ihm übertragene Arbeit fertig sei. Die banale Spannung löste sich in allgemeinen Jubel auf, als die Nachprüfung ergab, daß die eine Schale ausschließlich weiß, die andere dagegen nur schwarze Mohntöne enthielt. Wie hatte der Jüngling dieses Resultat zustande gebracht?

Die weißen Kreuze.

Gestern bin ich durch meinen Sohn in Verlegenheit gebracht worden. Wir gingen an einem Neubau vorbei. Die Fenster waren bereits eingeseigt. Teds der neuen Glas-scheiben war mit einem weißen Kreuz bemalt. „Karte einmal“, sagte mein Sohn, „warum jede der Scheiben mit einem weißen Kreuz bemalt ist?“ — „Gott“, antwortete ich

leichtsin, „die Mauer werden sich einen Spaß gemacht haben.“ — „Falsch“, meinte mein Sohn. „Vielleicht hatte man überflüssige Farbe, die man verkleben wollte.“ — „Falsch“, war die Antwort. Ich fürchtete, Autorität zu verlieren und warf hin: „Ich sage es dir morgen.“ Nun weiß ich nicht, was ich morgen antworten soll. Hat mein Sohn recht? War es nicht übermut, war es nicht Verkleben von Farben? Was war es denn? Wer kann es mir verraten?

Kreuzworträtsel



Die Wörter bedeuten:

a) Von links nach rechts: 1. Nebenfluß der Elbe, 3. Fongischen, 9. dicker Strich, 10. Stadt in Rumänien, 11. männlicher Vornamen, 12. Märchengestalt, 13. Feldblume, 14. Bezeichnung für Schwung, 15. Schlange, 18. Baustil im thüringischen Bauernbau, 21. Vogel, 22. Spitze der Truppe, 23. Bezeichnung für Sojus, 24. Planet, 25. Reichtum. — b) Von oben nach unten: 1. Nebenfluß der Donau, 2. Versmaß, 3. verteilte Poesie, 4. Längemaß, 5. Nebenfluß des Rheins, 6. Stadt in Rußland, 7. Fahrpreisangeiger,

8. Bezeichnung für Paradies, 15. Nebenfluß der Elbe, 16. türkischer Name, 17. Laubbaum, 18. Vorschlag, 19. Teil des Reinstocks, 20. Wieselart.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe.

Lösung:

1. Th4-b3, Ka5-b3; 2. Th3-g3, Kb3-a4; 3. Tg3-g4, Te3-a3 (Weiß darf nicht tauschen); 4. Tg4-g3, b4-b3; 5. Tg3-g2 usw.

Getäuschte Hoffnung.

Der Herr hatte sich auf dem Postamt die Dame, die seine Briefe abholte, angesehen.

Silben-Rätsel.

1. Gaurisanfar, 2. Elefira, 3. Tostojewski, 4. Unstrut, 5. Viebig, 6. Dalmatien, 7. Jhehoe, 8. Bauertraut, 9. Farantel, 10. Delraubant, 11. Ehrenpreis, 12. Riegt, 13. Stuart, 14. Chodowicki, 15. Baerics. — Geduld ist der Schlüssel zur Freude.

Kreuz- und Querkreuzrätsel.

1. Klage, 2. Peere, 3. Aera, 4. Grab, 5. Eden, 6. Seide, 7a. Ahe, 7b. All, 8a. Biel, 8b. Brenia, 9. Kind, 10. Lang, 11. Anna, 12. Gab. — Diagonale A-B: Ferdinand.

Der Familienforscher.

Diese Erscheinung ist auf den sogenannten Ahnenschwund zurückzuführen, auf Deliraten zwischen Verwandten. Wenn nämlich Vater und Mutter, Vetter und Naise sind, so haben sie ein gemeinsames Großelternpaar und daher nur 6 statt 8 Großeltern und 12 statt 16 Urgroßeltern. Dassel gilt für alle also nur 24 Vorfahren haben und nicht 30. Er muß seine Ahnentafel nochmal neu zeichnen.

Ein Puterbraten, der sich nicht erweichen ließ

Als der junge Goethe noch in Straßburg studierte, unternahm er eines Tages mit seinen Freunden einen Ausflug. Nachdem sie lange gewandert waren, gelangten sie gegen Abend in eine landschaftlich schön gelegene Gastwirtschaft, unmittelbar am Ufer des Rheins. Die jungen Leute hatten einen tüchtigen Hunger und bestellten Puterbraten zum Abendessen, den ihnen der Wirt besonders empfahl. Inzwischen ließen sie sich den Wein gut schmecken und waren bereits in bester Stimmung, als der Puterbraten aufgetragen war. Aber sie mußten recht bald feststellen, daß der Braten von einem sehr alten Puter stammte, denn er war zäh wie Leder. Bald flüsternten sie miteinander, und kurz darauf sah der junge Goethe mit traurigem Gesicht vor dem Braten und fing gleich darauf so bitterlich an zu weinen, daß ihm die Tränen die Backen herunterrieselten.

Da die übrigen Studenten alle ebenfalls mehr oder weniger weinten, so wie es in der Natur eines jeden lag, kam der Wirt eusest herbei und fragte teilnahmsvoll:

„Meine Herren, was fehlt Ihnen denn?“
 Worauf Goethe antwortete:
 „Wir versuchen, durch unsere Tränen den Puter zu erweichen!“

Schwierige Aufgabe.

Hugo: „Mutter, ich muß heute zur Klavierstunde. Darf ich jetzt ein wenig üben?“

Mutter: „Ja, aber nur auf den schwarzen Tasten; da sieht man es nicht so schnell, wenn sie schmutzig werden.“

Gaunerphilosophie.

„Angestagter, Sie haben außer Geld auch noch Schmutz geraubt!“
 „Gewiß, Herr Präsident! Geld allein macht nicht glücklich!“

Ein kluges Kind!



Zeichnung: Krusch
 „Tante, denkst du auch immer daran, die Ziege wieder richtig zuzureden?“

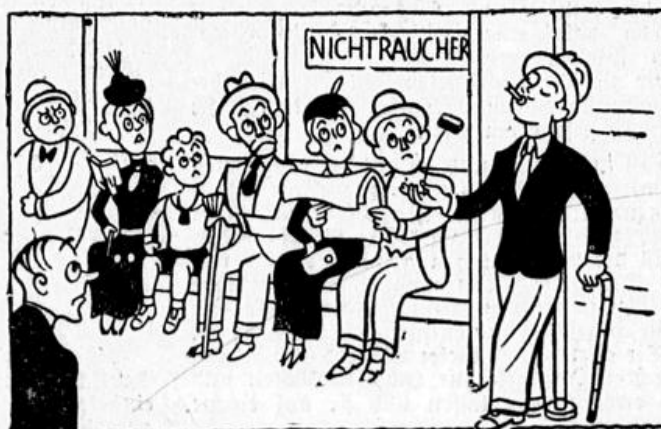
Starker Tobak . . .



„Nubi, du siehst ja ganz blaß aus!“
 „Wir haben Indianer gespielt, Mutti!“
 „Da haben sie dich wohl mächtig verhaun?“
 „Im Gegenteil, Mutti, wir haben Friedenspfiffe geraucht!“



„Über Mann, wie kann man sich mit einer so großen Pfeifherumschleppen?“
 „Küßchen, mein Lieber, meine Frau gestattet mir, nur ein Pfeifchen im Wirtshaus zu rauchen!“



Hochspannung im Nichtraucher:
 Der Mann, der seit zehn Minuten eine Zigarette im Munde hat und mit der Streichholzschachtel spielt.



„Dieses hier ist eine Tabakpflanze in voller Blüte!“
 „Oh — wie interessant, und wann sind die Zigarren reif?“



„Darf ich mal meine Zigarre bei Ihnen anfeuern, Herr Feuerfresser?“
 „Gehen Sie mit Ihrer Giftnudel fort, Sie wissen doch, daß ich den Rauch nicht vertragen kann!“

In aller Kürze

Nicht zum Zeugen: „Nun geben Sie mir in aller Kürze und klarer Darlegung Antwort auf die einfache Frage, ob, als Sie die Straße mit dem Kinde auf dem Arm überschritten, und der Omnibus von der rechten Seite herzufohr, und die Droschke von der linken Seite, und dies Auto am Omnibus vorbeizufahren suchte, Sie den Kläger zwischen dem Auto und der Droschke oder zwischen dem Omnibus und der Droschke oder ob und wann Sie ihn überhaupt gesehen haben, und wann, ob nah oder nicht nah bei dem Auto, der Droschke oder dem Omnibus, beziehungsweise bei einem oder zweien von denselben — oder wie war es denn eigentlich?“

Berechtigt.

„Es ist nicht mehr zu ertragen, Richard immer, wenn ich dich um ein neues Kleid bitte, gibst du mir dieselbe Antwort!“
 „Aber, Liebling, es ist ja auch immer dieselbe Frage!“

Der Bauch als Hindernis.



„Paulchen, guck doch mal, ob ich braune oder schwarze Schuhe an habe.“

Mutter hat's verboten.

Als der Herr Pfarrer eines Tages durchs Dorf ging, traf er ein kleines Büschchen, dem ein Taschentuch dringend vorzulegen zu sein schien. Der Herr Pfarrer sagte deshalb: „Du, Kerlchen, hast du kein Taschentuch?“

Da antwortete der Kleine: „Doch, aber die Mutter hat gesagt, ich darf's nicht ausleihen.“

Aus der Schule.

„Oft genügt es, in einem Wort nur einen Buchstaben zu verändern, um die direkt entgegengesetzte Bedeutung zu erhalten. Wer kennt einen solchen Fall? Nun, Müller?“

„Herr Lehrer, zum Beispiel Götin — Gattin!“

reinfle Quelle der Freude sein kann, mehr als Sport, mehr als Stedenpferd. Verschaffe dir das richtige Gerät, fange beiseiden mit der Grundangelei an, erlerne alle Geistesblitze, zu deren Möglichkeit das Angeln feinfle Auswahl bietet. Verne das von dir beagte Schuppenwild kennen, damit du ihm auch mit deinem Verstand nachstellen kannst, es mit Vollbewußtsein in der freien Natur erlebst und kein Stümper bleibst.

Allerlei vom Wind

Der Wind spielt bei der Jagd eine höchst bedeutungsvolle Rolle. Je mehr ihm der Wind gerade ins Gesicht bläst (voller Wind), desto besser für ihn. Im Notfall blist auch Seiten- oder halber Wind, der ihn also von der Seite anweht. Wirkt er aber mit dem Wind, also mit Überwind, so braucht er die Wäpche gar nicht erst von der Schulter zu nehmen. Ist der Wind vor Schwäche kaum fühlbar, so geben ein paar Züge voll Tabakrauch über seine Richtung genügend Auskunft. Und ist auch nicht einmal so viel Luftzug vorhanden, so mache man den Finger nach und man merkt an der schnelleren Abkühlung, von welcher Seite her die Luft sich nähert. In den Bergen muß die durch Talzüge leicht wechselnde Windrichtung öfters kontrolliert werden als in der Ebene, wo er, ohne sich zu fügen, beständige Richtung beibehält. Man unterschreit Ober- oder Überwind, wenn er über dem Jäger nach dem Wild hinzieht; Unterwind, wenn er unter dem Jäger (falls dieser auf der Kanzel sitzt beispielsweise) wegstreicht. Unter Wind pirscht, heißt sich gegen den Wind dem Wild zuschließen. Kesselwind entsteht, wenn mehrere Täler oder Waldwege aufeinander treffen, an denen der Wind sich stößt, so daß er nach verschiedenen Richtungen hin weht. Schlechter Wind weht vom Jäger zum Wilde hin, gibt diesem also volle Witterung.

Wald Feld und Heide

Amalthea und Lofi

Eine kleine Liebesgeschichte.

Als der Förster das kleine Kestch nach Hause brachte, dem Bildner die Mutter erschossen hatten, da gab es eine große Aufregung im Forsthaus um die Namensgebung. Lotte und Liefel, die beiden Töchter, standen gegen Fritz, den Tertianer, der zu den Ferien gekommen war. Und da er als Besuch rechnete, auf den man Rücksicht nehmen mußte, so liegte seine humanistische Bildung über die Märchenfreudigkeit seiner beiden kleinen Schwestern, die vorschlugen, das Kitz nach Frau Holle zu nennen, und das Kleine bekam den Namen „Amalthea“ aus der griechischen Sagenwelt. Zwar war Amalthea eine Ziege gewesen, aber das störte Fritz nicht weiter, der behauptete, daß dies wenigstens ein rehnähnliches Tier sei und obenbrein als Sternbild am Himmel stünde.

Amalthea wuchs und gedieh. Fritz reiste wieder ab, und Lotte und Liefel nahmen das Kitz völlig in Obhut. Sie vergaßen ihre Puppen und widmeten die ganze Liebe ihres Lebens bzw. neunjährigen Herzens Amalthea, die ihnen dafür so anhänglich nachließ wie ein Hündchen. Nachdem das Kitz mit der Fälsche über die gefährlichsten Wochen hinweggebracht war, bekam es süßen Aloe, Hon, Hafer und zeigte drinnen am Ofisch, daß ihm auch die Vedereln der Menschen beagten, denn Semmeln und Kuchen waren seine große Leidenschaft. So gehörte Amalthea bald genau so zum Forsthaus wie die Kinder und wie die Hunde. Dann, nach zwei Jahren, gab es ein großes Abschiednehmen, denn nach Liefel mußte nun auch Lotte in die Stadt in die Schule. Amalthea

sahen aber daraus ihre Schlüsse zu ziehen und ebenfalls an Selbstständigkeit zu denken. Und das kam so . . .

Im Sommer dieses zweiten Jahres, als alle drei Kinder großen Ferien bei den Eltern verlebten, ereignete es sich eines Abends, daß am Gatter des Obstgartens ein Rehbock auslachte und unruhig draußen auf und ab lief. Amalthea spitzte die schlanken Lauscher und beobachtete den fremden Artgenossen, der in langen Stüchten davonjagte, als die Hunde seine Witterung belamen und bellend heranzürzten. Aber am nächsten Abend war der Besuch wieder da, am übernächsten zeigte er sich auch, und da entschloß sich der Förster zu einem Versuch. Er sperrte zur Stunde des wunderlichen Besuchs die Hunde ein und öffnete die Gattertür, ließ Amalthea in den Obstgarten und verbarag sich mit seiner Familie hinter der biden Nichtenbede, wobei er den Kindern befahl, keinen Ruck von sich zu geben.

Und siehe da — kaum hatte man ein halbes Stündchen gewartet —, da teilte sich draußen das Korn, und der rote Kopf des Bockes rieb sich an den Zaunlaten. Amalthea war mit ein paar zierlichen Sägen bei ihrem neuen Freund, der durch das Gatter zärtlich ihren schmalen Hals leckte. Dann aber entdeckte die Kleine, daß die Tür offen war, äugte bedenklich ein paar mal hin und her, trippelte auf den zarten Läufen ins Freie und setzte dann voran ins hohe Korn, dessen Halme bald hinter den beiden zusammenstiegen . . .

Die Kinder brachen fast in Tränen aus. Amalthea war fort! Sie machten dem Vater Vorwürfe, aber der erklärte ihnen, daß man Amalthea nicht halten dürfe wie eine Ge-

fangene; durch Einperren beweihe man nicht seine Liebe. Und er erinnerte sie daran, daß man vor zwei Jahren, als Amalthea ausgewachsen war, ihr die Freiheit anbot, die sie aber damals nicht haben wollte; vielleicht, so meinte der Förster, würde sie nach wenigen Wochen wieder zurückkommen . . .

Aber es dauerte keine so lange Zeit. Am anderen Morgen schon war Amalthea wieder da, begleitet von ihrem Freund, der sie bis zum Gatter geleitete, aber schleunigst sich verzog, als er die Kinder vor Freude schreiend herannahen hörte. Amalthea ließ sich erkaunt und freundlich umschmeicheln, so, als ob gar nichts geschehen wäre. Und nun holte einige Wochen lang der neue Freund der Kleinen, den die Kinder auf Wunsch der Mäbchen diesmal „Lofi“ nannten, Amalthea ab, um sie am Morgen regelmäßig treu zurückzubegleiten.

Aber warum „Lofi“? Nun, sagen Liefel und Lotte Flug, weil er doch Amalthea „verloft“ hat!

Jünger Petri . . .

Jünger Petri, der du von der Angelwut befallen wirst, entschleße dich rechtzeitig, dies edle Handwerk so zu treiben, wie es sich nach den alten Regeln und weisen Überlieferungen gehört. Setze dich nicht mit einem Haselflecken und einem Bindfaden samt selbstgeboogenem Stiel Draht an eine Ramauer und betrachte die Anglei als erlösendes süßes Nichtstun und die Angelrute als freundliche Verschleierung solcher Drückerei.

Setze in dich und fange an, etwas zu erlernen, das dir noch im hohen Alter